

TEIL 2

IN DEN SPIEGELN

ANNA
MACHT
URLAUB



EVELYN



ALEŠ PICKAR

Aleš Pickar
In den Spiegeln

Teil 2
Evelyn

Aleš Pickar
In den Spiegeln



Teil 2
Evelyn





 **creative commons**

Dieses Werk (*Ales Pickar: "In den Spiegeln - Teil 2: Evelyn"*) unterliegt der Creative Commons Lizenz. Für Sie bedeutet es:

- Sie dürfen das Werk und dessen Inhalt kostenlos downloaden und nutzen.
- Sie dürfen das Werk vervielfältigen, verbreiten und öffentlich zugänglich machen.
- Sie müssen bei Verbreitung des Werks den Namen des Autors/Rechteinhabers in der von ihm festgelegten Weise nennen.
- Die digitale Version dieses Werks bzw. dessen Inhalt darf nicht für kommerzielle Zwecke verwendet werden.
- Die digitale Version dieses Werks bzw. dessen Inhalt darf nicht bearbeitet, abgewandelt oder in anderer Weise verändert werden.

Sonstige Rechtshinweise zu diesem Lizenzmodell finden Sie hier:

www.creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/de/legalcode

Support Creative Commons!

www.creativecommons.org

© Ales Pickar 2004

Lektorat: Annika Ernst

Titelillustration: Konrad Bak @ fotolia

Layout & Umschlaggestaltung: Anna macht Urlaub (www.annamachturlaub.de)

Die (nicht-digitalen/offline) Druckrechte an diesem Inhalt liegen beim Veda Verlag, München. Um eine Buchausgabe zu erhalten, besuchen Sie www.veda.com.

Mehr über die Spiegelwelten: <http://www.angelodaemonia.net>

» IN UNS DIE GANZE WELT, DRAUSSEN NUR TÄUSCHUNG.«

— Julius Zeyer

»MORAL IST DIE LETZTE ZUFLUCHT DER LEUTE,
DIE SCHÖNHEIT NICHT BEGREIFEN... «

— Oscar Wilde

»Aber ich will nicht zu den Verrückten gehen,« bemerkte Alice.

»Oh, dagegen kannst du nichts tun,« sagte die Katze: »wir sind alle verrückt hier.

Ich bin verrückt. Du bist verrückt«.

»Woher weisst du, dass ich verrückt bin?« fragte Alice.

»Du musst verrückt sein,« sagte die Katze, »sonst wärest du nicht hier«.

— Lewis Carroll,

Alice's Adventures in Wonderland

Fragment: Der Hyper-Albtraum #23

»Es ist Zeit«, sagt der Mann mit der langen Narbe im Gesicht.

Die Straße riecht nach verbranntem Holz und Fäulnis. Ich passiere einen alten Holzkarren, auf dem sich einige halbnackte Leichen stapeln. Hausgäste. Die Kutschen mit den provisorischen Särgen kommen hier, in die enge Seitenstraße, nicht hinein. Sie warten an der Einfahrt.

Die Nacht schwindet langsam aus den Gassen und weicht dem Grauen des Morgens. Ich folge dem dunklen Mann mit der Narbe entlang der Grenze zwischen Licht und Finsternis. Er trägt einen hohen Zylinder und stützt sich beim Gehen auf seinen eleganten und doch massiven Stock.

Leichter Nebel umhüllt uns. Grauer Nebel. Morgendunst. Wabert er nur in meinen Gedanken, oder wirklich hier, in diesen Straßen?

»Sie sind alle tot?« frage ich, ohne ihn anzusehen.

Der Narbige dreht sich kurz um. »Er muss irgendwie erfahren haben, dass wir kommen. Seine Gefangenen konnte er nicht mitnehmen.«

Ich blicke kurz hoch, heraus aus der Gasse zu dem schmalen Streifen Himmel über mir. Taubenflügel schlagen. Die letzten Sterne verblassen in der Ahnung der kommenden Sonne. Ich entdecke einige neugierige Augen, die aus Fenstern unser Tun beobachten.

»Wir müssen hier aufgeräumt haben, bevor es richtig hell wird«, befiehlt der Narbige seinen Leuten. »Maria und Josef. Was für eine Nacht.«

Am Ende der Gasse bleiben wir stehen. Es sieht aus, als ob die Straße hier früher weiterführte und irgendwann zugemauert wurde.

Die Polizisten sind bereits dabei, die Steine aus der Mauer heraus zu reißen. Sie schlagen mit spitzen Hacken und schweren Vorschlaghämmern gegen die alten Ziegel. Langsam setzen sie die Dunkelheit dahinter frei.

»Wer ist das?« knurrt einer von ihnen und blickt mich an. Die Stimmung ist gereizt.

Der Narbige fordert ihn mit einer kurzen Handbewegung auf zu schweigen. »Ist schon in Ordnung.«

»Wir haben festgestellt, dass Stagnatti hier im Erdgeschoß drei benachbarte Wohnungen gehörten. Angemietet unter falschen Namen...«, erklärt mir der Narbige. »Und die dazugehörigen Keller.«

Bald schon steigen die ersten Polizisten in das in die Wand geschlagene Loch hinein. Wir warten. Nach einigen Minuten kehren sie zurück. Einige taumeln zur Seite und übergeben sich. Ein vertrautes Bild.

Dann greift der Narbige nach einer der brennenden Laternen und tritt über das Geröll, hinein in die dunkle Passage. Ich folge ihm.

Wir steigen eine schmale Steintreppe hinab und passieren verschlossene Türen und Zellen. Am Ende des Gangs flimmert Licht. Es ist ein Raum am Ende des Tunnels. Ein grässlicher Geruch schlägt uns entgegen. Ich sehe Käfige und eiserne Stühle mit Fesseln. Instrumente aus Stahl. Kanülen und große Glasbehälter. Der Narbige hält seine Laterne in die Nähe der massiven Glaszylinder. Körperorgane schwimmen dort im Alkohol.

Der Narbige wendet sich mir kurz zu und blendet mich mit seinem Licht: »Als würde er mit dem Engländer um die Wette töten...«

Ich habe keine Gelegenheit, über seine Worte nachzudenken, denn sogleich betreten wir das Reich des Schreckens. Ein Reich, das ständig seinen Platz verändert und das vielleicht niemals besiegt werden kann. Und wo immer es in Erscheinung tritt, bin ich auch zur Stelle. Doch stets komme ich zu spät. Als wäre es meine Bestimmung, gegen das Böse zu verlieren.

Schweigend beobachte ich die Frau und versuche mich an das Bild zu gewöhnen, um in einigen Augenblicken sachlich und ruhig meiner Arbeit nachgehen zu können. Wir starren sie an, als wäre sie eine furchterregende Statue in einer ägyptischen Krypta. Ein heller Torso inmitten der Finsternis. Es besteht kein Zweifel, dass sie noch nicht lange tot ist. Sie ist blass, doch das Blut ist noch nicht vollständig verkrustet. Insgeheim bin ich froh, dass sie tot ist. Allein die Vorstellung, eine lebendige Frau vorzufinden, der alle Gliedmaßen entfernt wurden, lähmt mich.

Sie liegt auf einem großen, schweren Tisch mit einer Marmorplatte. Es ist schwer zu sagen, ob dieser Tisch mehr eine pathologische oder eine zeremonielle Bestimmung hat. Der flache Kanal zum Abführen des Blutes, der in den Rand der Tischplatte eingelassen ist, mag für beides zweckmäßig sein.

Ich mustere kurz das rechteckige Taschentuch, das über ihren Schoß gelegt worden war.

»Waren das Ihre Männer?«

Der Narbige nickt unmerklich.

»Niemand fasst hier etwas an!« erwidere ich verärgert und reiße mit den Fingerspitzen das Taschentuch weg.

»Mehr Licht hier!« befiehlt der Narbige und nimmt seinen Zylinder ab. Er klemmt sich ein Monokel unter die rechte Augenbraue und bewegt seinen Kopf entlang des geschundenen Körpers. Die Laternen leuchten sein Gesicht seitlich an und lassen die Narbe dunkler und tiefer erscheinen. Dann richtet er sich auf und wendet sich an mich. »Ich dachte, ich hätte schon einiges gesehen... Nun, das ist Ihr Parkett, mein Bester.«

Er tritt zur Seite und lässt mir den Vortritt. Ich betrachte die Frau und denke darüber nach, ob sie hübsch war. Doch jeder Blick in ihr Gesicht scheitert an den aufgerissenen, starren Augen. Langsam schiebe ich eine Hand unter den Rücken der Leiche und hebe den Torso ein wenig auf die Seite. Er ist erstaunlich leicht.

Ich bücke mich und sehe mir den Rücken der Frau an.

»Mehr Licht«, ruft wieder der Narbige und hält seine eigene Laterne über meine Schulter.

Ich lege den Körper wieder auf den massiven Marmortisch zurück. Mit meinem Zeigefinger drücke ich in ihren Bauch und bewege das Kinn ein wenig zur Seite. Dann verschließe ich ihre Augen und prüfe die Augenlider.

»Die Totenstarre ist bereits eingetreten. Ohne die Gliedmaßen ist es für mich schwer einen zuverlässigen Todeszeitpunkt zu benennen. Aber dem ausgetretenen Blut um ihren Mund nach zu urteilen, vielleicht vor drei oder vier Stunden. Die Gliedmaßen wurden viel früher entfernt. Vielleicht vor Tagen oder Wochen.« Ich sehe den Mann mit der Narbe an und schüttele kurz den Kopf. »Aber deswegen haben Sie mich nicht hergeholt.«

»Sie haben übrigens ganz schöne Befugnisse für jemanden, der kein offizieller Ermittler ist«, äußert sich der Narbige mit ausdruckslosem Gesicht. Dann greift er unter sein Hemd und reicht mir ein zusammengefaltetes Blatt Papier. »Es lag neben ihrem Kopf.«

Einer seiner Polizisten schnaubt abfällig und beginnt den restlichen Raum zu untersuchen.

Ich falte das Blatt auseinander und lese die Zeilen.

»DU EINZIGER, IN DEM MEIN GANZES SEIN
VOLLKOMMENHEIT UND STOLZ UND RUHE FINDET!
ERFREUT SEH' ICH DEIN ANTLITZ UND DEN MORGEN;
DENN DIESE NACHT, WIE KEIN' ICH NOCH BESTAND,
DA TRÄUMT' ICH, WENN ICH TRÄUMTE, NICHT WIE SONST

VON DIR, UND VON DES VORIGEN TAGES MÜH 'N,
VON PLÄNEN FÜR DEN NÄCHSTEN MORGEN, NEIN
ICH TRÄUMTE VON VERBRECHEN RUHELOS,
DIE VORHER NIE MEIN BUSEN NOCH GEKANNT;
MIR WAR, ALS RIEFE DICH AN MEINEM OHR
MIR JEMAND FORTZUGEHN MIT SANFTER STIMME...«

»Es ist an mich adressiert«, erkläre ich knapp.

»Er schreibt Ihnen Briefe?« fragt der Narbige misstrauisch und blickt mich an, als würde er es bereuen, mich mitgenommen zu haben. »Zünftig...«

»Er hat eine Schwäche für ungewöhnliche Formen der Verständigung«, fahre ich fort, wissend, dass diese Unterhaltung eigentlich eine Zeitverschwendung ist. »Er will, dass ich ihn verstehe.«

Der Narbige verzieht das Gesicht, als versuche er ohne Hände eine Fliege von seiner Wange zu verscheuchen. »Und was schreibt er Ihnen...? Für mich war's nur Kauderwelsch.«

»John Milton. *Das verlorene Paradies*«, lautet meine Antwort. »Er sagt mir auf diese Weise, dass er nicht mehr wiederkommt.«

Ich mustere gedankenverloren den Torso auf dem Tisch, und jene Stellen, an den sich die Füße und die Hände der Frau befinden sollten.

Inzwischen dringen weitere Polizisten in den Raum. Ich höre, wie sich jemand hinter mir übergibt.

»Ruhe!« ruft der Narbige. »Wer glaubt hier kotzen zu müssen, geht wieder raus und hilft oben bei den Trümmern.«

Ich atme tief durch den Mund. Der Geruch von Desinfektionsmittel und Körperflüssigkeiten droht mich zu betäuben. Stumm deute ich einem der Polizisten, mir die Laterne zu geben. Ich stelle sie auf den Tisch, an jene Stelle, an der normalerweise ihre Knie wären, und ziehe ein Vergrößerungsglas aus meiner Tasche.

Der Narbige zeigt die ersten Anzeichen von Ungeduld.

»Das kann sicher warten bis wir sie in die Leichenhalle gebracht...«

Ich blicke kurz von meinem Vergrößerungsglas hoch. »Er hatte es eilig...«

»Das haben Sie aus dem Starren in ihre...?«

Ich zucke zusammen, denn das vergrößerte Gewebe unter meiner Lupe bewegt sich plötzlich. Ich blicke wieder hin, doch nun brauche ich kein Vergrößerungsglas mehr, um es zu sehen.

»Sie lebt...«, höre ich jemanden hinter mir mit erstickter Stimme hauchen.

Ihre Augen öffnen sich. Als setzten sich plötzlich zwei dunkle Motten auf ihre Lider.

Im Hintergrund höre ich Geschrei und Getrampel. Die Polizisten versuchen zurück in den Tunnel zu flüchten. Doch ich selbst bin erstarrt wie eine Salzsäule. Ich würde gerne zurücktreten, mit ihnen laufen, doch ich kann nicht. Ich bin wie angewachsen. Wie hypnotisiert.

Ihre herben, rissigen Lippen formen Worte. Ich neige meinen Körper nach vorn, um die leise Stimme zu hören.

»Ich habe nicht mehr als meine Liebe«, flüstert sie mir ins Ohr und klingt wie meine Mutter. In meinem Kopf explodieren Sterne.

Auch meine Augen öffnen sich. Ich reiße mich hoch und blicke um mich. Es ist dunkel. Langsam beginne ich die Umgebung zu entschlüsseln. Das Schlafzimmer.

Ich blicke zum Vorhang, an dessen Rändern sich bereits schwaches Licht zeigt. Jemand steht plötzlich über mir. Ich schreie erstickt auf.

»Schreib«, sagt Evelyn bestimmend, doch mit einer Stimme, die Orientierung gibt. Eine Nachttischlampe wird angeknipst und ich sehe Evelyn neben mir sitzen, mit einem Schreibblock in der Hand und einem gespitzten Bleistift. Sie trägt ein schwarzes T-Shirt mit der neonfarbenen Aufschrift: I´m so glamorous I cum glitter.

»Schreib. Denk nicht. Schreib.«

Ich nehme den Block aus ihrer Hand und kratze eilig über das Papier. Der Schlaf, dessen Tentakel noch immer meinen Schädel und meine Augen umschließen, löst sich langsam von mir. Doch mit ihm auch die Erinnerung. Ich spüre, wie der Traum bereits verblasst und zerfällt. Als ich fertig bin, falle ich rückwärts auf mein Kissen und starre schwer atmend an die Decke. Erst jetzt merke ich, dass ich schweißgebadet bin und mich erschöpft fühle, als hätte ich anstelle zu schlafen, die letzten Stunden in einem Bergwerk gearbeitet. Ich blicke nach links und beobachte Evelyn. Sie schläft längst wieder.

2.01 Aurea

Meine Nacht ist vorüber. Isis sei Dank. Nach einer Weile stehe ich auf und schiebe den Vorhang eine Handbreit beiseite. Draußen hatte es geregnet. Die Welt ist wieder genauso grau, wie ich sie zu sehen gewohnt bin. Doch in meinem Kopf lebt noch die Farbe des verkrusteten Blutes und der Geruch von Desinfektionsmittel. Die Bilder sind zerfallen, aber der sinnliche Eindruck bleibt. Mindestens einen Tag lang. Ich taumle in die Küche, um das Wasser für einen Kaffee aufzusetzen.

Es kommt mir vor, als hätte ich schon immer Albträume gehabt, doch ich weiß, dass das eine Selbstlüge ist, denn es gab keinen derartigen Albtraum in meinem Schlaf bevor ich als Kind den Tod in der Prager Kanalisation kennenlernte. Aber da andere Menschen auch schlecht träumen, dachte ich nie, dass das etwas Besonderes sei. Nur sehr langsam begann ich zu begreifen, dass dieser Grusel anders ist, als die Albträume der meisten Menschen, ja sogar anders, als meine eigenen restlichen Träume.

Natürlich habe ich auch gewöhnliche Träume. Manche sind gut, manche sind vermutlich Albträume — doch das nehme ich kaum wahr, denn sie muten an wie karibische Ferienhäuser, verglichen mit jenen speziellen Träumen, die mich ein oder zweimal im Monat aufsuchen.

Als ich einmal mit zwölf oder dreizehn Jahren aus diesen Träumen schreiend und schweißnass im Bett hochfuhr, versuchte mich meine Mutter zu beruhigen. Sie streichelte über mein kreidebleiches Gesicht und erzählte mir, dass es nur meine Einbildung sei und es nichts gebe, wovor ich Angst haben müsste. Ich glaubte ihr kein Wort. Doch ich fürchtete mich davor, mein Verhalten könnte mich sonderbar erscheinen lassen. Ich hatte eine seltsame, tiefe Angst vor Ärzten. So nickte ich nur, wischte mir die Tränen weg und tat so, als wäre ich von ihren Worten überzeugt. Ich fühlte mich in der Nähe meiner Eltern stets allein und hilflos. Ein seltsames Kind.

Mein Vater stand nur daneben und sah mit versteinerner Miene zu, wie ich aufstehen musste, damit meine Mutter das nasse Bettlaken wechseln konnte. So sahen *meine* feuchten Träume aus. Und mein Vater glaubte, dass das Leben ungerecht sei und deshalb erfuhr er die Ungerechtigkeit jeden Tag. Damals ahnte er

noch nicht, was auf ihn durch meinen Bruder Roman zukam. Die Verschwörung der verweichlichten Söhne.

Raven von den *Teen Titans* und John Constantine aus *Hellblazer* waren bei diesen wiederkehrenden Traumkrisen viel wirksamere Helfer, aber am Ende war es die bedingungslose Zeit, die mich lehrte, mit mir und meinen Gedanken auszukommen. Jahre vergingen, Psychiater kamen und gingen, zuerst die sozialistischen und dann die kapitalistischen. Ich gewöhnte mich an die seltsamen Bilder in meinem Kopf. Da ich aber mit niemandem über sie sprach, hielt ich ihre Intensität und ihr Detailreichtum für normal. Ich nahm an, dass jeder Mensch plastische Träume voller Blut und Gewalt habe. Man redet nur nicht darüber. Und so wie ich mit fünf Jahren begriffen habe, dass es ein Tabu ist, in der Öffentlichkeit an meinen Genitalien herumzuspielen, begriff ich mit vierzehn, dass die Menschen nicht über ihre Albträume sprechen. Ich übersah vollkommen, dass diese Annahme, diese Überzeugung ein Produkt meiner Einbildung war. Ich glaubte an ein Tabu, wo kein wirkliches Tabu bestand. Aber auch wenn ich darüber gesprochen hätte — was hätte man mir anderes angeboten als noch mehr Psychotherapeuten und rezeptpflichtige Psychopharmaka?

Doch oft stellte ich mir die Frage, ob ich nicht wirklich einen Dachschaden hatte und auf die Hilfe von Fachleuten angewiesen war. Ich ahnte, dass viele seelische Erkrankungen nicht so einfach entdeckt werden können, da der betroffene Mensch dazu tendiert, sie nicht zu sehen und auf die bloße Idee, etwas sei mit ihm in Unordnung, mit Ablehnung und Gereiztheit reagiert. Kein Siebzehnjähriger möchte hören, dass er psychisch krank sei. Es fällt ihm leichter bei einer solchen Bemerkung eine Schlägerei anzuzetteln.

Die Hyper-Albträume waren zugleich aber auch mein Pubertätsritual, meine Entnabelung von der Welt der Heuchler. Ich mochte es damals nicht so verstanden haben, doch es war dieser Grad an Andersartigkeit, der mich wahrnehmungsfähig und empfänglich für die Welt von Paul Lichtmann machte.

Die nächtlichen Erfahrungen verblassten, wie sonstige Träume und Albträume. Ich fand bald heraus, dass das Cannabis hierbei half. Je mehr ich kiffte, desto weniger konnte ich mich am nächsten Tag an die Albträume erinnern. Die Welt mag hier etwas von einer Einstiegsdroge plappern, doch ich erkenne etwas Heiliges, wenn ich es sehe.

Mit dieser Art von Bettnässen hörte ich mit fünfzehn Jahren auf. Es war höchste Zeit. Sicherlich fiel meinem Vater ein Stein vom Herzen. Doch er sprach dieses Thema niemals an. Nachdem diese äußerlichen, peinlichen Symptome meiner Hyper-Albträume nicht mehr auftraten, hielt jeder das Problem für erledigt.

Vor mich hinstarrend stand ich da — der Löffel steckte noch immer in der Kaffeedose. Menschen sehen wohl nie sehr intelligent aus, wenn sie inmitten ihrer Gedanken »einfrieren« und abwesend vor sich hinschauen. In den Tiefen der Vergangenheit, als der Mensch noch um das Feuer kämpfte, mochte dieser Augenblick der Versunkenheit tödlich gewesen sein und ein Ende in den Fängen eines Raubtiers bedeuten. Oder den tödlichen Schlag eines Steinzeitkollegen. Heute lässt man es bei der schroffen Stimme eines Vorgesetzten bewenden, der den Tagträumer von seiner Reise zu fernen Gestaden wachrüttelt. Oder...

Ein mehrfaches Fingerschnipsen vor meinem Gesicht holte mich zurück. Ich sah auf die Kaffeedose in meinen Händen. Ich blickte in Evelyns fragendes Gesicht und lächelte.

»Ich... Ich war in Gedanken.«

Evelyn ist eine tolle Frau. Statt mich zu einem Psychiater zu schleppen, drückt sie mir einen Block in die Hand und sagt: Schreib!

Sie wirkte frisch und vital, als wäre sie bereits seit Stunden wach. Das Vorrecht sportlicher Leute.

Das Wasser blubberte bereits vor sich hin, also nahm ich noch eine zweite Tasse aus dem Regal und beeilte mich damit, Kaffee und Zucker hineinzulöffeln.

Evelyn trug ihren apricotfarbenen Kimono. Sie hatte ihn nicht zugebunden und ich blickte auf die winzige rosarote Brustwarze, die sich unter der Falte des Kimonos rausschälte. Sie bemerkte meinen Blick und folgte ihm. Statt beschämt den Morgenmantel straffer zu ziehen, lächelte sie nur und zog ihn noch weiter auseinander. Sie hatte durchaus einen notorischen Hang zum Exhibitionismus. Eine Art Kontrastprogramm zu einer seltsamen Schüchternheit, die genauso ein Teil von ihr war. In ihr fand eine ewige Schlacht zwischen dem sanguinischen und dem melancholischen Temperament statt. Sie lehnte sich gegen die Küchenzeile und lächelte schelmisch. Ihre Brüste waren klein und hatten ein adoleszentes Flair. Ihre Scham war in der Form eines Kreuzes rasiert. Ihre Haarfarbe änderte sich ständig: von pechschwarz zu schwarzblau oder schwarzrot, dann wieder schneeweiß oder

cremeblond. Ihr blasser, beinahe schneeweißer Körper war übersät mit Tätowierungen. Irische Bekenntnisse auf der Schulter. Seltsamer Flugkörper am Steißbein. Flammen des Fegefeuers die von ihren Fußknöcheln aufstiegen und bereits einen Großteil des Unterschenkels verzehrten.

»Hättest du es lieber, wenn ich große Brüste hätte?« fragte sie mit einem nymphomanisch anmutenden Gesichtsausdruck. »Große, wulstige Titten, in die man sein Gesicht eintauchen kann und deren Brustwarzenhöfe so groß sind, wie Bierdeckel?«

Ich nahm das heiße Wasser und goss es in die Tassen. Mein Mundwinkel zuckte. Sie mochte winzige Brüste haben, doch sie wusste am besten, wie man meine Albträume verscheucht und mich in kürzester Zeit auf andere Gedanken bringt. Meine Mutter konnte das auf jeden Fall nicht so gut.

»Nein. Ich mag deine Brüste, so wie sie sind. Sie geben mir das Gefühl, ein Päderast zu sein, und dir geben sie den Touch eines japanischen Bondage-Stars.«

»Schwein«, antwortete sie und beugte sich zum Kühlschrank, um die Milch heraus zu holen. »Man sollte dich kastrieren.«

Wir nahmen unsere Tassen mit ins Wohnzimmer. Dort saßen wir auf dem Sofa und schlürften den Milchkaffee. Ich verschlafen, sie munter.

»Es ist stets so nahe...«, sagte ich plötzlich. »Alles ist zum Greifen nahe. Es ergibt alles einen Sinn. Als wäre ich jemand anders. Und dann, wenn die Bilder unerträglich werden, zerfällt es zu einer absurden Phantasie. Als ob mein Unterbewusstsein sich im letzten Augenblick einmischen würde, um zu verhindern, dass ich wahnsinnig werde.«

»Also ist es bis zu dem Augenblick, an dem alles surreal wird und du erwachst, irgendwie kein richtiger Traum?«

»So fühlt es sich an«, entgegnete ich, obwohl ich nicht glaubte, dass sie sich wirklich vorstellen konnte, was ich meinte. »Als würde man aus einer Doku plötzlich in einen Horrorfilm wechseln, ohne den Übergang zu merken.«

»Ich sehe schon«, meinte Evelyn. »Wir anderen langweilen uns richtig, wenn wir schlafen.«

Meine kleine Isis stand auf und verschwand im Schlafzimmer. Sie war nur Augenblicke später zurück. Diesmal ohne Kimono, doch in ihren seidenen Jacques-Britt-Boxershorts, einem gelben Unterhemd und schwarzen Tanzschuhen.

Sie legte eine selbstgebrannte CD in meine Bang & Olufsen und schob den Sessel beiseite. Es gab zwei Leidenschaften in Evelyns Welt: Tanz und Sadomasochismus. Doch davon zu sprechen, dass Evelyn diese Leidenschaften besaß, wäre kaum zutreffend gewesen, denn ich gewann zunehmend den Eindruck, dass es umgekehrt war. Diese Leidenschaften besaßen Evelyn. Sie war ihnen ausgeliefert und von ihnen genauso abhängig wie von Wasser und Luft.

Der sanften, doch graduierenden Grooves begannen durch die Wohnung zu pulsieren wie Ozeanwellen. Die Beats brandeten auf meinem Brustkorb und glitten zurück, um dem nächsten Pulsschlag Platz zu machen. Ich kannte Evelyns Musik inzwischen ganz gut. Das hier war *Wamdue Project*. Deep House. Mit einem Schuss *Down Tempo*. In Evelyns Nähe blieb man immer *hip*. Sie war eine DJane, eine Performance-Künstlerin und Tänzerin. Ich hatte in München gedacht, ich würde mich ein wenig auskennen. Doch Evelyn, die jeden Plattenladen-Besitzer in der Stadt beim Vornamen nannte, setzte für mich neue Maßstäbe.

Sie begann zu tanzen in dieser typischen Mischung aus Hip Hop, Disco und Modern Dance — ich war völlig außerstande, die Stile richtig zuzuordnen. Ihre Art zu tanzen war durchaus erotisch, aber es war kein Gogo-Dance und eignete sich schon gar nicht für die verchromte Stange einer Hurenbar. Das hier war die androgyne Groove-Zone an der Schwelle des Millenniums. Sie war keine Sklavin von Stilettoabsätzen, die sie zwangen ihre Hüften nach vorn zu drücken und ihre Bewegungen einzugrenzen, damit nur jene Drehungen und Gesten erlaubt waren, die dem trivialen Blick des Mannes genügten. Sie trug beim Tanz nie Absätze, schon eher mal schwere Stiefel mit glänzenden Metallkappen und dicken Sohlen. Ihr Tanzen war nicht »fuck me«, es war eindeutig »fuck you«.

Sie trainierte jeden Tag. Inzwischen kam sie vor der dritten Musiknummer gar nicht erst ins Schwitzen. Sie wollte eines Tages davon leben. Und *das* war eine mutige Idee.

Ich kratzte mich im Schritt und sah ihr, an meiner Kaffeetasse nippend, zu. Evelyn war keine Schönheit, wenn man abgehetzte Mähren wie Heidi und Claudia als Maßstab nimmt. Sie war gerade mal hundertsechsfünfzig Zentimeter hoch und jeder einzelne Zentimeter unterstrich ihre knabenhafte Gestalt. Ihre Beine und Arme waren drahtig und kräftig. Ungeeignet für das zierliche Schuhwerk und die Reizwäsche von Sexobjekten. Evelyn hatte das Zeug zur Ikone. Wie Cosey Fanni

Tutti, Anne Clark oder Nico. Für manche war Evelyn in der Tat bereits eine Legende. Wenn sie beim Tanzen die Augen schloss, tat ich es auch, denn nur dann konnte ich ihr folgen. Wir alle verdienten es im Grunde zu sterben, denn wir betrogen unsere Umwelt und logen unsere Freunde an. Wir heuchelten uns durchs Leben, fraßen Fleisch, trieben Sex mit unseren Handys und vergeudeten alle unsere Gaben, die uns irrtümlicherweise geschenkt worden waren. Doch Evelyn atmete die Zeit ein, als wäre die bloße Existenz eine Liebeserklärung. Sie brach Tabus. Sie war ein kleines und schüchternes Mädchen, das vergessen hatte, lügen zu lernen, und das sich stets aus dem Staub machte, wenn auf einer Party die Menschen mit ihr reden wollten. In den finstersten Subkulturen der Stadt wirkte sie hilfsbedürftig, und doch gab es niemanden, der ihr helfen konnte, denn sie war uns stets einen Schritt voraus.

Während sie tanzte, kam ich mir vor wie ein wuchtiges Konsummonster im fettigen Unterhemd, das den ganzen Tag vor dem Fernseher Tüten mit Kartoffelchips aufreißt. Aber das musste ich sein. Das war meine Rolle. Nur so konnte sich mir ein Wesen, das mir so sehr überlegen war, unterwerfen. Ich konnte sie niemals beherrschen, dafür war sie zu unbeugsam. Ich konnte sie nur quälen. Willkommen in unserer kleinen Beziehung.

Aber auch wenn wir es gewollt hätten: Wir hätten es ohnehin nicht geschafft, alltäglich zu sein.

Und dennoch... Alltäglich...

Ich erstarrte ein wenig. Evelyns tanzende Gestalt verschwamm vor meinen Augen. Alltäglich... Ein seltsames Gefühl.

Vorbei an der donnernden Musik hörte ich das kurze, metallische Geräusch der Postklappe. Ich blickte zur Wohnungstür und sah einen Brief und einige Werbeblätter durch den Schlitz auftauchen und zu Boden fallen. Ich stand auf und hob das Kuvert auf. Es war lediglich eine Mitteilung der Stadtwerke, dass in einigen Tagen jemand vorbeikäme, um die Zähler auf den Heizungen und an den Wasserhähnen abzulesen.

Das war es, das sich so anders anfühlt. Das meinte ich mit Alltag. Die Morgenküsse meiner Konkubine. Der Milchkaffee. Ich hatte seit einigen Tagen immer wieder vergessen, dass ich umhüllt von Geheimnissen lebte. Doch die

Rätsel zu ignorieren war absurd. Das hier war noch immer die Wohnung von Dr. Mårtensson und ich hatte keine Ahnung, wer Dr. Mårtensson war. Ob er existierte.

Wer hier eigentlich die Miete bezahlte oder die Stromrechnungen oder das Telefon. Ich bekam hier niemals Post von irgendeinem Amt oder Vermieter. Nur zweimal im Jahr kam jemand von den Stadtwerken vorbei, um die Zähler an den Heizungen abzulesen und mich einen Wisch unterschreiben zu lassen. Dass ich nicht Mårtensson war, interessierte niemanden.

Evelyn hatte ich erzählt, ich sei bei dem alten Mann in Untermiete, während dieser wieder in Schweden war und sich dort in einer Spezialklinik in Göteborg behandeln ließ. Es sei aber unwahrscheinlich, dass der alte Professor noch eine weitere Überfahrt zurück nach Hamburg erleben werde. Tolle Geschichte. Wie dramatisch und wie menschlich zugleich. Nur ein Drecksack wie ich erzählt der einzigen Person, auf die er gegenwärtig zählen kann, derartige Lügenmärchen.

Tracks folgten auf Tracks und ich nahm kaum wahr, wie die Zeit verging. Der Alltag war für Augenblicke vergessen und ich rätselte wieder einmal über die Wahrheit hinter den Vorhängen, die mich umgaben. Manzio — Paul Lichtmann — Hausmeister Mahr — Talitha Kumi — der silberhaarige Erzbischof Gruber — Paul Lichtmann — Manzio — Talitha — Hausmeister Mahr — Paul Lichtmann... Paul Lichtmann. Alles schien sich um ihn zu drehen. Diesen Eindruck hinterließ auf jeden Fall die Unterhaltung zwischen dem Erzbischof und Mahr.

Evelyn schaltete die Musik ab. Ihr Körper war mit Schweiß bedeckt, als wäre sie einem Swimmingpool entstiegen.

»Ich lebe«, sagte sie und sah mich lachend, befriedigt an.

»Wie gut für mich, dass ich dafür nicht sorgen musste«, erwiderte ich ironisch. »Ich würde jetzt eine Ambulanz brauchen.«

Sie lachte und fuhr mit den Händen durch ihr Haar, das zu jeder Tages- oder Nachtzeit in alle Richtungen stand, außer sie band es zu einem Bündel zusammen.

»Deine Stereoanlage ist irgendwie kaputt«, rief mir Evelyn aus dem Badezimmer zu, während sie unter die Dusche stieg. »Wenn man auf Pause oder auf Stopp drückt, aber die CD drin lässt, schaltet sie sich nach paar Minuten wieder ein.«

»Ist vermutlich nur irgendeine Einstellung«, entgegnete ich und blätterte in einer Zeitschrift.

Ich lauschte dem Wasser der Dusche, während es gegen die Plastikplane und die Emaillewanne trommelte. Ich hörte, wie es in einer gänzlich anderen Tonlage gegen Evelyns nackten Körper prasselte.

Den Gedanken daran, das Geheimnis auf eigene Faust zu lüften, vertrieb ich schnell. Ich führte hier ein sehr bequemes Leben. Und ich hatte vom ersten Tag an die Sorge, dass diese Konstruktion in sich zusammenfällt, wenn ich anfangs, darin herumzustochern.

Der Game Boy ließ mich seit meiner Ankunft in Hamburg ebenfalls im Stich. Das Gerät schwieg und verwandelte sich in ein dickköpfiges, stummes Stück Plastik.

Ich vermutete inzwischen, dass das Rätsel sich niemals auflösen sollte, da die betreffenden Schlüsselfiguren Paul Lichtmann, Manzio und die unbekannte Frau, die ich zuletzt im Rückspiegel des Kleinbusses sah, während ich wegfuhr, tot waren. Darum ist niemand hierhergekommen, um mir zu erklären, wer die thailändischen Mädchen waren, wer Manzio wirklich war, was vor sich ging. Gerade was Manzio betraf, war ich über diesen Gedanken manchmal sehr betrübt.

Es ist seltsam, mit einem Rätsel zu leben. Man kann es nicht lösen, aber auch nicht ignorieren. Man kann es niemanden erklären, denn es ergibt keinen Sinn. Außer in dem einen Moment des Zweifels auf dem Münchner Hauptbahnhof, hatte ich niemals wieder daran gedacht, zur Polizei zu gehen. Es gibt Angelegenheiten, mit denen geht man zur Polizei. Aber damit? Es tat nicht einmal weh.

Ich hatte früher in einer sterilen Stadt gelebt, in einem seltsamen Haus auf vierundzwanzig Quadratmetern vegetiert, mit Kartons, die sich bis zur Decke stapelten — ich war allein und ständig stoned. Tagsüber saß ich als Buchhalter in einer der belanglosesten Firmen des Universums. Und nun plötzlich bewohnte ich dieses Riesenappartement in St. Pauli, das jemand für mich bezahlte. Ich hatte eine Geliebte, die aus einem William-Gibson-Roman stammen konnte. Ich ging jeden Abend zu Vernissagen und trieb mich in Nachtclubs herum. Wer würde da zur Polizei gehen? Damit diese mir dann *helfen* könnte, mein altes Leben wiederzubekommen? Danke, danke, aber Elvis hat das Gebäude verlassen.

Ich wählte das Leben mit dem Geheimnis und begann nach Monaten anzunehmen, dass es nie gelüftet werden würde. Dass es einen komplexen Plan

gab, der mich zwar damals einbezog, aber irgendein Glied in der Kette gebrochen war und ich deshalb isoliert auf diesem gemütlichen Warteposten hing.

Wer bezahlte aber den Strom und das Telefon?

Es mochte Konten geben. Von diesen Konten wurden womöglich jeden Monat automatisch Überweisungen und Lastschriften transferiert, ungeachtet dessen, dass die Besitzer der Konten verschwunden oder tot waren.

Ich konnte die wenigen Fakten, die mir zur Verfügung standen wieder und immer wieder wie Kaffee durch die Mühle meiner Überlegungen mahlen, die Wahrheit blieb im Schatten. Meine Gedanken schwirrten wie Glühwürmchen um ein dunkles unbeschreibliches Nichts.

2.02 Biologie und Geist

Also von Anfang an...

Hamburg hatte weder die Thailänderinnen, noch mich erwartet. Niemand stand dort auf dem Bahnsteig und empfing uns. Niemand nahm mich beiseite und erklärte mir, was hier gespielt wurde.

Ich suchte nach der Wohnung auf der Visitenkarte und fand sie keine fünf Minuten von der Reeperbahn entfernt. Der Schlüssel auf der Rückseite der Karte passte. Die Wohnung hatte alles, was man brauchte, in einer schlichten schmucklosen Ausführung. Nicht ohne Geschmack, doch mit Betonung auf Raum und Neutralität. Es gab ein Telefon, und es gab einen Fernseher. Die Küche war in gutem Zustand. Entweder überragend gut gereinigt oder einfach nur kaum benutzt. Das Badezimmer war einfach, doch es hatte fast die Größe meiner gesamten Münchner Wohnung. Ich schätzte Dr. Mårtenssons Appartement auf mindestens hundertfünfzig Quadratmeter. Hier hätten sich meine Comic-Sammlungen gut verstauen lassen.

Die vier Mädchen zogen sich schnatternd im Schlafzimmer zurück und besetzten das große Bett, und so machte ich es mir im Wohnzimmer auf dem Sofa bequem.

Dort hatte ich auf dem Boden einen kleinen Bücherstapel gefunden. CDs oder Filme gab es hier nicht. Keine Nachricht oder weitere Anweisungen. Ich sah mir die Buchrücken an und fand, dass sie nahtlos zu jenen Kopfschmerzschinken gehörten, die ich bereits im Zug angelesen hatte. Wirklich prächtig, dachte ich damals und setzte meine beste Dirty-Harry-Miene auf.

Aus einem der Bücher ragte ein Lesezeichen heraus. Ich schlug das Buch an dieser Stelle auf. Ein Absatz war mit einem Bleistift markiert. Ich las den Anfang.

»WIR SIND PTOLEMÄER...«

Ich sah auf den Einband. Es war ein Buch aus dem Jahr 1956 und trug den Titel *Biologie und Geist*. Der Autor hieß Adolf Portmann. Es war mir gänzlich unklar, was jemanden motiviert haben könnte, gerade diesen Absatz zu markieren. Ich legte das Buch beiseite und musterte das Lesezeichen. Es war in Wirklichkeit ein Handzettel, der in den Eingängen von Nachtclubs ausgeteilt wird. Kein billiger Flyer, sondern auf teurem Hochglanzpapier gedruckte Werbung für ein Lokal mit

dem Namen *Danglars*. Dem Foto nach zu urteilen, musste es sich um einen dieser Lack-und-Leder-Clubs handeln, von den es in Großstädten immer mehr gab. Unter der Wegbeschreibung stand die Zeile: »Dienstag: kein Dresscode, offener Einlass.«

Ich legte das Lesezeichen auf den Tisch und sah nach den vier Mädchen. Sie lümmelten sich auf dem großen Bett und wirkten sichtlich entspannt. Das mutete irgendwie unwirklich an, doch ich ahnte, dass ich mich an diese neue Tonart in meinem Leben gewöhnen musste. Ich hatte den ausgetretenen Pfad verlassen und nichts würde so sein, wie es bisher war. Wieder einmal.

Wir blieben, denn wir hatten sonst keinen Platz, an dem wir uns hätten verstecken können. Die meiste Zeit saß ich mit den Frauen vor dem Fernseher, schlang roboterhaft Popcorn in mich hinein, stets in der Erwartung, dass jemand einen zweiten Schlüssel in das Haustürschloss schob, hineintrat und mich dann entweder tötete oder aufklärte. Aber nichts geschah. Weder der Tod noch die Wahrheit ereilten mich.

Der Kühlschrank beinhaltete einige Lebensmittel — alles Sachen mit langer Haltbarkeitsdauer. Nur in dem Gefrierfach steckte eine steinharte Stange Toastbrot. Immerhin. In meinem Gefrierfach in München gab es nur die eisgefrorenen Schalen von einer Wassermelone. Ich war irgendwann zu faul, sie in eine Mülltonne zu werfen — eine faulende Wassermelonenschale inmitten eines heißen Sommertags kann das Leben zur Hölle machen.

Als ich einige Tage später loszog, um neue Fressalien einzukaufen, erwartete mich nach meiner Rückkehr eine Überraschung. Die Wohnung war leer und die vier Frauen weg. Ich stand im Schlafzimmer und konnte sie noch immer riechen. Diese eigentümliche Mischung aus Lavendel, Gewürzen und Mottenkugeln.

Mit ausdrucksloser Miene ging ich in die Küche, öffnete das Gefrierfach und nahm den kleinen Plastikbeutel heraus. Er fühlte sich deutlich leichter an. Ich griff nach dem Geldbündel. Es waren nur noch fünf Tausendmarkscheine. Auf ihnen klebte ein gelbes Post-it mit der krakeligen Aufschrift:

Sorry!

We ♥ You!

So fühlt es sich also an, wenn man gerade um dreiundzwanzigtausend Mark erleichtert wurde. Ich steckte das restliche Geld wieder zurück und klappte die Tür des Gefrierfachs zu. Mit einem Bier setzte ich mich vor den Fernseher.

Ich kannte nicht einmal ihre Namen. Sie hatten sie mir einmal gesagt, doch in der Aufregung der letzten Tage hatte ich sie alle wieder vergessen. Sie klangen irgendwie ähnlich.

Die Mädchen hatten keine Papiere, sie sprachen kein Deutsch, sie waren nicht einmal volljährig, doch sie hatten dreiundzwanzigtausend Mäuse und Schöbe, die nicht verwöhnt waren. Vermutlich würden sie morgen schon an Bord eines russischen Frachters sitzen und in einigen Wochen bereits das Chinesische Meer riechen... Zwar starrte ich ausdruckslos auf die Glotze, doch innerlich war ich aufgewühlt. Ich wünschte, sie hätten mich mitgenommen, auf ihre Heimreise. Doch der bloße Gedanke war unsinnig. Ich war ein Produkt des schlechten Wetters und sollte für immer hier bleiben, im Reich des kalten Regens. Die vier Frauen kamen mir plötzlich wie eine Fata Morgana vor. Eine vorübergehende Erscheinung, von der wenig mehr bleibt, als Bruchstücke einer Erinnerung, die sich unaufhaltsam zersetzte und verblasste.

Ich beschloss bald, dass es an der Zeit war, etwas mehr von der Stadt zu sehen. Den kleinen Lebensmittelladen unweit meiner Wohnung kannte ich nach einigen Tagen schon ganz gut. Und so begann ich auszugehen. Zuerst nur abends und nie ohne einen gewissen Hauch von Vorsicht walten zu lassen. Ich sah mich ständig um, da ich nie die Möglichkeit vergaß, dass man mich während dieser seltsamen Zeit, während dieses gesamten befremdlichen Intermezzos, nicht aus den Augen ließ. Vielleicht war das der Grund, weshalb ich nichts von meinem Gefrierfachgeld dazu verwendete, mir etwas von dem falschen Gold in der Herbertstraße zu kaufen. Ich wollte nicht beschattet werden, während ich mit Dirnen Preise aushandelte. Dabei hatte ich nicht etwa das Gefühl, dass ich direkt beobachtet wurde. Ich spürte kein unheimliches Paar Augen in meinem Nacken. Es war eher eine logische Annahme, für die ich nur keine Bestätigung fand. Denn niemand kam und kontaktierte mich. Niemand verhielt sich verdächtig. Es gab auch keine Kameras in der Wohnung. Keine Wanzen. Und ich hatte sehr gründlich gesucht, mit allem Wissen, das mir englischsprachige Agentenfilme zur Verfügung stellten. Ich untersuchte sogar das WC nach Kameras, was man eindeutig als eitle

Selbstüberschätzung deuten kann. Es gab jedoch keinen Grund, der mir für komplexe Observierungen einfiel. Keinen Grund, mich wochenlang wie eine Maus im Versuchslabyrinth zu beobachten.

Es vergingen Monate ohne die geringste Veränderung meiner Situation. Ich absolvierte einsame Weihnachten, doch das war ich gewöhnt. Meine Verwandten waren wie stets jenseits meines Ereignishorizonts und weder wusste ich, wo sie waren, noch hatte ich vor, ihnen meinen Aufenthaltsort zu offenbaren.

Nur einmal hatte ich in einer öffentlichen Telefonkabine die Nummer meines Vaters gewählt. Es war früher Abend und ich nahm an, dass er zuhause saß. Vermutlich las er die Zeitung und blickte über ihren Rand auf die Tagesschau im Fernseher. Es klingelte fünfmal, und dann knackte es kurz in der Leitung. Ich hörte ein kurzangebundenes, karges »Ja?« und erkannte seine Stimme. Vermutlich stand er neben dem Telefon, verärgert über die Störung, mit der schnell gefalteten Zeitung in der Hand. Im Hintergrund hörte ich den Fernseher. Ich legte auf.

Ich musste nur das Geheimnis akzeptieren, dann mochte es ewig so weitergehen.

Ich begann, mich in der Künstlerszene herumzutreiben und in Ausstellungen zu gehen. Ich fing an, House- und Technoparties zu besuchen. Ich kaufte mir ein paar CDs. Läden mit schräger Bückware gab es in Hamburg ungefähr zweitausendmal mehr als in München. Ich rauchte wieder gelegentlich einen Joint, aber ich empfand für eine gewisse Zeit nicht mehr die Notwendigkeit, es ständig zu tun. Die Welt hatte einen anderen Grad an Bedeutung und Tiefenschärfe gewonnen. Und so sehr ich davon überzeugt war, dass dieser Zustand nicht ewig halten konnte, gab es in meinem Leben für die Drogen keine banalen Lücken zu schließen. Denn alles war nun rätselhaft.

Ich hatte Zeit. Ich hatte nicht mehr so viel Geld, doch ich besaß dieses unbeschreibliche Gefühl eines neuen Lebens. Mein Leben war eine neue, leere Leinwand, die zu bemalen ich begann.

Und dann sah ich sie.

An einem Abend hatte ich beschlossen, Danglars einen Besuch abzustatten. Von dem Handzettel, den ich in dem Buch gefunden hatte, wusste ich, dass Dienstag ein Tag ohne Uniform- und sonstigem Kleiderzwang war. Das Plakat am

Eingang versprach »Aurea« und ich beschloss, mir die »Goldene« anzusehen. Vor dem Podium versammelt, befand sich anscheinend das Stammpublikum. Als plötzlich blaue und grüne Scheinwerfer die Bühne in ein unwirkliches Licht eintauchten und der DJ die erste Platte auflegte, begannen sie alle zu schreien, zu pfeifen und zu applaudieren. Sie schien in diesem Club eine feste Größe zu sein. Ein lokaler Kult. Ein kleines Phänomen. Wie eine Jungfrau, die Bluttränen vergießt. Nachdem sich die Bühne in einem dichten Trockennebel auflöste, kam Aurea aus dem Nichts und stand plötzlich vor uns. Sie verneigte sich zurückhaltend vor dem Publikum. Sie legte die Hände auf die Oberschenkel und wog ihren zerzausten Kopf auf und ab. Ihr Oberkörper steckte in einem Harnisch aus Leder und Metall. An den Füßen trug sie hohe Lederboots, deren Schienbeine mit Aluminium verkleidet waren, in dem sich unentwegt das Licht der Scheinwerfer reflektierte.

Ich beobachtete die zornige Medusa und war fasziniert. Ich wünschte, jemand hätte mir in diesem Augenblick auf die Schulter geklopft und mir zugeflüstert, was mich schon bald mit dieser Frau erwarten sollte. Ich hätte es nicht geglaubt.

Sie hatte nicht diese entmythologisierende Art und Weise von Annie Sprinkle. Sie wollte nicht hier und jetzt den Beweis antreten, dass ihre Vagina keine Zähne hatte. Evelyn war das Gegenteil. Sie war gefährlich. Ihr Tanz war enigmatisch und verzichtete auf Antworten. Sie war auf der Bühne ein Vamp, eine Femme fatal. Madame Bathory. Die heimliche Bettfreundin von Camille Paglia. Aber auch ein wenig Mann. Wie eine Frau, die aus einem lebensgroßen Helmut-Newton-Plakat heruntersteigt. Sie wirkte so viel größer, als sie es in Wirklichkeit war.

Ich stellte mir vor, sie anzusprechen. Doch sie sah nicht aus wie eine Frau, die es schätzte, wenn man sich den Weg in ihre Umkleidekabine erschlich und ihr dort vorbrabbelte, dass sie einen an die Bilder von Hajime Sorayama erinnerte. Ich trank deshalb noch einen White Russian, stellte verärgert fest, dass der Club, nachdem Aurea die Bühne wieder verließ, all seinen Reiz verloren hatte, und beschloss in die Wohnung zu fahren, um die Sache mit der Herbertstraße noch einmal zu überdenken.

Ich versuchte ein Taxi herbeizuwinken. Von Altona war es zwar nicht weit zu mir, doch ich spürte die vier Drinks in meinen Blutbahnen und wollte mich lieber dem sanften Schaukeln eines Mercedes hingeben. Außerdem begann es sanft zu

rieseln. Es war ein kühler Frühling 1999, und wenn es etwas gab, das man in Hamburg in Kauf nehmen musste, so war es dieses miese Faschowetter.

Als ich die hintere Tür des Taxis öffnete und einsteigen wollte, merkte ich, dass zu meiner linken eine Frau den Straßenrand betrat und ebenfalls Ausschau nach einem Taxi hielt. Über der Schulter stemmte sie eine wuchtige Sporttasche. Ich wusste sofort, dass es Aurea war, obwohl sie nun ganz anders, fast knabenhaft, aussah. Doch ich erkannte sie an diesen verfilzten, halblangen Haaren, deren Strähnen zum Teil blau gefärbt waren.

»Wo wollen Sie hin?« fragte ich sie.

Sie musste nach Ottensen. Nicht gerade mein Weg, aber wer würde in einer solchen Situation kleinkariert auf Details achten?

»Kommen Sie mit«, sagte ich zu ihr. Sie sah sich um, blickte zum nächtlichen Himmel. Die Wolken reflektierten matt den Glanz der Großstadt. Die Regentropfen landeten auf ihrer Stirn und ihren Wangen. Sie schaute wieder zu mir und nickte leicht.

Im Taxi roch es nach Leder und Eukalyptus-Pastillen. Doch mit ihr kam ein neuer Duft herein.

»Sun von Jil Sander«, sagte ich, möglichst lässig. Ich wusste es, weil ich mal aus Versehen ein Flakon mit Sun zerschlagen hatte. Das ist ein sehr guter Weg, um Düfte später unwiderruflich zu memorieren.

Sie lächelte. Ich konnte es spüren, auch wenn ich nicht hinsah.

»Evelyn.« Sie hielt mir ihre Hand hin.

»Jan-Marek, aber Marek reicht«, gab ich zurück und wir schüttelten uns die Hand.

Nun sah ich sie lange und genau an, mit einem faszinierten Lächeln auf den Lippen. Sie gefiel mir. Es war kein Verlieben. Es war mehr wie Theologie. Sie war nun vollkommen abgeschminkt und erinnerte an eine Sportlerin, die gerade vom Training kommt. Würde sie so aussehen, wenn sie morgens neben mir aufwachte? Ohne die Regentropfen natürlich. Mein Leben war wirklich ein seltsames Abenteuer geworden.

Sie blickte wieder nach vorne, auf die verregnete Strasse, die in den Platz der Republik mündete. Ich wollte meine Augen nicht mehr abwenden.

»Kann ich Sie irgendwo wiedersehen?«

Sie sah erst mal auf ihre mit silbernem Lack bemalten, jedoch kurzgeschnittenen Fingernägel und dann auf das Taxameter.

»Ich denke nicht... Es mag vielleicht nicht so anmuten, aber so ganz schnell muss ich es nicht haben...«

Ich schluckte. Da war es, das mitschwingende Misstrauen. Ein weiterer Lüstling, der ihren Bühnenauftritt als eine Einladung zur Anmache begriff. Dann ging mir ein Licht auf.

»Ich glaube... Das ist ein Missverständnis. Die Frage war nicht, ob ich Sie wiedersehen kann, sondern wo ich sie wieder — Pause — sehen kann. Ihr Auftritt hat mir gefallen...«

Sie blickte mich an. Ihre Augen weiteten sich und lachten.

»OK... Nächste Woche im *Escándalo*. Am Dienstag.«

»Ist das nicht eine Galerie?«

Sie nickte.

»Ist anlässlich einer Ausstellung. Ich werde von einem Industrial-Künstler begleitet.«

Wir schwiegen wieder. Der Wagen durchschnitt die regnerische Nacht, die sich hinter uns wie ein Vorhang wieder schloss. In der Keplerstraße waren wir am Ziel.

»Wir sind da«, vermeldete der Taxifahrer. Der Motor wimmerte leise vor sich hin, und die Tropfen prasselten auf das Dach.

»Und was gefiel dir so daran?«

Ich hielt überrascht inne. Es schien mir eine Fangfrage zu sein. Im Grunde konnte ich sie nur falsch beantworten. Evelyn blickte mich durchdringend wie eine Sphinx an. Ob sie mich anschließend verspeisen wollte? Die ansonsten beliebten White Russians in meinem Kopf waren keine große Hilfe, doch sie schufen dieses lakonische Gefühl von Schicksalsergebenheit und gaben mir Mut. Ich rutsche etwas tiefer auf dem Ledersitz, lehne meinen Kopf zurück und blicke zur Decke des Wagens.

»Sie erinnern mich an weibliche Superhelden in DC-Comics. Als ich ein Kind war, war das mein erster Zugang zu... Zu den Ausprägungen des weiblichen Körpers...«

»Bei mir gibt es nicht viele Ausprägungen...«, unterbrach sie mich mit der strengen Tonlage einer Gymnasiallehrerin. Sie wollte mich braten. Mich brutzeln sehen. Mich in der eigenen Soße weichkochen.

»Ich weiß... Das heißt, ich weiß nicht...« Oh, sie hatte mich, wo sie mich haben wollte. Tief in der Patsche. «Was ich meine, ist... Sie wissen schon... Diese Kostüme...«

»Wonder Woman«, hauchte sie halblaut, als erinnerte sie sich plötzlich an etwas aus ihrer Kindheit. »Doch für mich zu amerikanisch...«

»Katana...«

Sie blickte fragend auf.

»Yamashiro Tatsu...«, erklärte ich. »Sie wissen schon, *Batman & The Outsiders*.«

»Zu verschlossen...«

»Starfire...«

»Starfire?«, rief sie aus. »Hast du jemals auf ihre Riesentitten geschaut...?«

»Unentwegt...«, rutschte mir raus. »Wie wäre es mit Zatanna?«

»Zu... zu irgendwas!« rief sie lachend aus. Sie wollte mir um jeden Preis beweisen, dass jeglicher Vergleich mit einer Comic-Heldin fehl am Platz war.

»Black Canary...?«

»Nein... Zu tussig!«

Meine Zeit lief aus!

»Stargirl«, stieß ich aus.

Sie runzelte nachdenklich die Stirn. »Courtney Whitmore...?«

Ich war schockiert, denn sie war ein echter Insider. Jeder Trottel kennt *Spiderman*, aber nur Gourmets kennen *Stargirl*. Und sie war auch noch eine Frau — nicht gerade die Mehrheit unter den DC-Lesern. Die Planeten drehten sich möglicherweise bereits rückwärts. Oder ich hatte nur einige Veränderungen verschlafen.

»Ja, das gefällt mir. Das bin ich.« Sie lachte auf und warf den Kopf in den Nacken. Dann reichte sie mir erneut die Hand. »Stargirl. Hoherfreut.«

Evelyn stieg aus und holte vom Kofferraum des Taxis ihre große Sporttasche. Ich dachte mit einem abwesenden Blick daran, dass die Tasche randvoll war mit durchgeschwitzter Reizwäsche und feuchten Lederkorsetts, bis sie sich wieder ins

Auto beugte und einen kleinen Notizblock in der Hand hielt. Das Papier war bereits nass vom Regen. Sie riss das oberste Blatt ab und gab es mir.

»Du bist nicht von hier, oder?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Das hört man. Allein das grässliche Siezen. Hör damit auf und ruf an. Wir schnacken mal.«

Mein wortloses Nicken bewies den Grad meiner Hilflosigkeit.

Sie war fort. Die Tür des Taxis war zu. Ich hörte das leise Metronom des Blinkers.

»Wohin nu?« wollte der Taxifahrer wissen. Ich sah im Rückspiegel nur seine Augen, doch er schien zu grinsen.

»Schnacken?« In Bayern hätte das recht missverständlich geklungen.

»Die Dame möchte reden«, dolmetschte für mich der Taxifahrer.

Meine Gedanken sortierten sich nur langsam.

Da war noch dieser Duft in der Luft. Sun von Jil Sander. Nicht gerade teuer, aber definitiv originell. Einzigartig. Wie sie.

Der Taxifahrer war geduldig.

»Simon-von-Utrecht-Straße«, sagte ich ausdruckslos.

Es dauerte nicht lange und ich sah sie wieder. Ich hielt es etwas weniger als achtundvierzig Stunden aus, ohne die Nummer zu wählen, die sie mir gegeben. Sie war nicht überrascht, meine Stimme zu hören. Durch das Telefon klang sie sachlich, als ob ich eine Bestellung aufgeben wollte. Das hemmte mich ein wenig. Als ich aufgelegt hatte, sah ich noch eine Weile auf das altmodische Telefon und überlegte, in wieweit ich von der ganzen Situation zu viel erwartete.

Sie verabredete sich mit mir. Im *Cafe Flora* saß sie mir plötzlich gegenüber. Sie trug ein schwarzes Sakko, darunter einen schwarzen Rollkragenpullover. Ihre punkigen Haare waren nun etwas gestylt und gaben ihr eine lesbische Note. Sie rauchte Pall Mall Deluxe, mit einem langen Zigarettenaufsatz, den ich zuletzt in *Frühstück bei Tiffany's* gesehen hatte. Und das Parfum war nicht mehr Sun, sondern etwas wesentlich raueres. Passender zur Kleidung. Das sei Burberry, erklärte sie mir, als ich danach fragte. Ich hatte gehofft, dass mir das Interesse an ihrem Parfumspektrum einen satten Bonuspunkt einbringen würde, doch sie

vermittelte den Eindruck, dass für sie eine solche Anteilnahme selbstverständlich war und einer Honorierung nicht würdig. Sie war undurchsichtig.

Wir plauderten ein wenig darüber, wer wir waren und was wir machten. Ich musste etwas improvisieren, um meiner Anwesenheit in Hamburg wenigstens teilweise einen gewissen Sinn zu geben. Evelyn hingegen war eine typische Hamburger Bohemienne. Morgens schlief sie lange, nachmittags hatte sie einen Halbtagsjob im »Dark Style«, einem Laden der Leder- und Fetischkostüme verkaufte — und abends tanzte sie je nach Wochentag in drei verschiedenen Clubs.

Ich hatte mir bereits überlegt, worüber wir sprechen könnten, um keine Kunstpausen entstehen zu lassen, die nur schlechtes Licht auf mich werfen würden. Wenn Mann und Frau sich treffen und das Gespräch stockt, ist das ein ganz schlechter Start, und schuld ist immer der Mann. Auf diesem Gebiet ist die Emanzipation nicht gefragt.

Aber leider zündeten die Themen nicht. Die meiste Zeit schwiegen wir, wechselten ein paar Worte, bestellten nach dem Kaffee einen Drink. Ich witterte die Katastrophe.

Definitiv eine Frau, deren Nummer du lieber nicht mehr wählen solltest.

Dachte ich.

Doch dann sah ich hoch von meinem Latte-Macchiato-Glas. Sie lächelte mich an. Einfach so. Als wäre alles in bester Ordnung.

»Ich finde es nett, dass du mich nicht belaberst«, sagte sie und zog an ihrer langen Zigarettenspitze. »Die meisten Männer probieren das bei mir... Aber reden ermüdet mich so...«

Betreten räusperte ich mich. »Für die meisten ist Schweigen peinlich. In Japan dagegen spricht man von *haragei*. Sprechen durch Schweigen...«

»Beredtes Schweigen«, meinte sie. »Das gefällt mir.«

»Die Kunst des leisen Zusammenseins...«

»Du kennst dich aus mit Japan?«

Ich spielte verlegen mit dem langen, schlanken Löffel. »Ich habe ziemlich viele Mangas gelesen.«

Ich wollte immer nach Japan, aber ich hatte kein Geld. Vielleicht hatte ich einfach nur keinen Willen dafür. Oder keinen Mut? Was es auch immer war, nichts davon war bei meinem ersten Date mit Aurea förderlich.

Auf meiner Unterlippe kauend, sammelte ich meinen Mut und legte den Löffel beiseite. »Evelyn. Ich...« Nicht das sagen, was dir durch den Kopf geht! Nicht gedankenlos plappern! Nicht alles vermässeln! »Ich kenne mich nicht so aus wie du. Du findest mich sicherlich langweilig. Ich habe in meinem ganzen Leben kaum mehr als zehn Bücher gelesen, und ich hänge bei all diesen Events rum, weil ich die Leute cool finde. Aber ich verstehe von dem meisten nur Bahnhof.«

Sie schob ihre Tasse etwas beiseite und beugte sich weit über die metallische Tischplatte vor. Unsere Gesichter waren einen halben Meter entfernt.

»Und ich bin vierundzwanzig, bisexuell, unabhängig, Künstlerin, single und nicht abgeneigt.«

»Ja?«, brachte ich heraus und versuchte das trockene Schlucken zu überspielen. In meinem Hinterkopf begann es wieder einmal zu schäumen. Anscheinend stieg meine Körpertemperatur binnen Sekunden um einige Grad an.

»Wollen wir ficken?« fragte sie und klang dabei wie eine Grenzbeamtin, die nach dem Reisepass verlangt.

Hatte sie gerade ficken gesagt? Das Effektgerät in meinem Gehirn war zu diesem Zeitpunkt auf Delay + 3000 Millisekunden eingestellt.

Nun, jetzt wo sie es ansprach... Mit dem Gehorsam eines Hundes, dem man hoch über dem Kopf mit einer Scheibe Salami zuwinkt, nickte ich kurz. Verdammt Darwin.

»Dann lass uns bezahlen«, sagte sie, lehnte sich wieder zurück und zog an ihrem Zigarettenmundstück, ohne dabei die Augen von mir zu lassen. Sie meinte natürlich, dass ich bezahlen sollte.

2.03 Das Fotoalbum

Im Bett war Evelyn ökonomisch. Das mag in den meisten Fällen nicht gerade ein Kompliment sein. Doch bei ihr war das anders. Es schien, als kannte sie alle männlichen Nöte, Unsicherheiten und Überheblichkeiten auswendig. Sie fand jede einzelne davon untragbar langweilig und wollte sie gar nicht erst aufkommen lassen. Sie schob beim Sex die Hand zwischen ihren und meinen Bauch und masturbierte sich dabei mit derselben Selbstverständlichkeit, mit der sie auch alles andere in ihrem Leben tat. Als sie dann kam, zog sie ihre Hand weg und schrie auf. Wellen aus reiner Energie durchfuhren ihren Körper. Ich spürte, wie stark sie war. Sie wand sich wie ein Tier, das der Gefangenschaft entkommen wollte, und presste ihre Hände gegen meine Brust. Für einen kurzen Augenblick ähnelte die Situation einer Vergewaltigung in einem japanischen Pink Movie.

Doch dann wurde ihr Körper ruhig. Sie atmete drei- oder viermal aus, den Kopf zur Seite gedreht und in die Finsternis blickend, als wäre der dunkle Raum um uns unendlich. Dann sah sie mich an. Ihr Gesichtsausdruck entspannte sich.

»Und was ist mir dir? Mach doch endlich hin, Mann!« Sie brach in schallendes Gelächter aus, dem man sich nur schwer entziehen konnte.

Die Welt musste aus dem Lot sein, die Apokalypse nahe. Denn wie sonst konnte es möglich sein, dass ein Spinner wie ich eine so coole Frau aufreißen konnte?

»Nette Wohnung«, meinte sie später, während sie auf dem Bauch lag. Ihre Waden wippten in der Luft. Sie hatte *Die himmlische Hierarchie* von Dionysius Areopagita als Unterlage vor sich liegen und drehte darauf einen Joint. »Hast nur vergessen, sie einzurichten, oder?«

»Ich kam noch nicht dazu. Außerdem fehlt mir das Geld dafür.«

»Das Scheißgeld«, murmelte sie und sah mich mit einem schelmischen Grinsen an. »Reicht nie bis nach Japan, ha?«

Meine Frauen sind mir stets haushoch überlegen.

Der Joint war schön geworden. Gleichmäßig gedreht, perfekt konisch, mit einem sanft ansteigenden Radius. Und lang. Das einzige Phallussymbol auf diesem Psycho-Planeten, das nicht von einer Tradition aus Kriegsoffergewaltigungen, Umwelt-GAUs und Territorialkriegen zeugte.

»Den musst du verdienen...«, sagte sie und wedelte mir mit dem Dübel vor der Nase.

Ich nahm an, sie wollte geleckert werden, oder dass ich ihr einen Drink mixen sollte. Doch es kam anders.

»*Spank* mich.«

Ich ließ im Kopf meine Datenbank aus weniger konventionellen Praktiken ablaufen. Der Anglizismus war mir durchaus geläufig. Es war ein Unterschied, ob man einen Menschen schlug oder *spankte*. Soviel wusste ich. Ich wusste auch, dass ich jetzt den edlen Macho raushängen lassen konnte, der mit so was seine Probleme hat, weil man ja bekanntlich Frauen nicht schlägt (nur später dann, die eigene Ehefrau natürlich oder die Töchter, aber das sind ja keine Frauen) — aber ich wollte den Augenblick nicht komplett ruinieren. Es stimmte schon — ihr knabenhafter Körper, mit diesen kindlichen Brüsten und dem doch sehr weiblichen Hintern, mutete wie eine perfekte SM-Bühne an. Ich wollte es ihr nicht zu leicht machen, und ich wollte nicht von gestern sein. Hey, das hier war Hamburg — Neger Kalles Stadt. Hier war man entweder drin im Club oder draußen. Es sollte kein lascher Hieb sein, für den sie mich verlacht.

Mit einem lauten Klatschen landete meine Hand auf ihrer nackten Pobacke. Sie seufzte fast unhörbar auf. Ich beobachtete, wie sich schon bald die Abdrücke meiner Finger auf der blassen Haut abzeichneten.

Evelyn richtete sich auf und küsste mich.

»Netter Anfang. Aber das nächste Mal solltest du mit dem einen Arm so fest meine Hüften umschließen, dass ich mich nicht rühren kann und mit der freien Hand so lange schlagen, bis sie vollständig ermüdet.« Sie sah mir dabei zärtlich in die Augen, als würde sie sagen: *Bitte, bitte — lass uns Urlaub auf Bora Bora machen.*

»Waschlappen«, fügte sie an und spuckte mir ins Gesicht.

Ich fuhr mit der Zungenspitze über meine Unterlippe. Ihr Speichel schmeckte nach Nikotin und Weiblichkeit.

Nun, ich hatte den Wink verstanden. Ich mochte stets Schwierigkeiten haben, mich in konventionellen Lebenslagen zurechtzufinden, doch ich hatte weit weniger Probleme damit, mich schnell neuen, unkonventionellen Situationen anzupassen. Und ich wollte heute noch kiffen.

Von nun an wurde ich tiefer und tiefer in Evelyns Welt hineingezogen. Sie war wie eine Zwiebel, die immer neue Schichten aufwies, die man abpellen konnte, um zu sehen, was sich darunter verbarg.

Unser nächstes Treffen fand in ihrer kleinen Wohnung in Ottensen statt. An den Wänden hingen Plakate alter Filmklassiker wie *Metropolis* oder *Shanghai Express*, lose vermischt mit Fetisch-Postern, und im Zentrum all dessen thronte die Mutter all dieser postmodernen Ikonenverehrung: David Bowie.

»Ich war schon immer so«, erklärte sie mir, während sie die Füße auf den niedrigen Wohnzimmertisch legte. »Je mehr mir Gewalt verhasst wurde, desto aufregender fand ich es.« Sie stellte das Glas mit dem Gin Tonic beiseite und legte ein wuchtiges Fotoalbum auf ihre Oberschenkel. Das werden hoffentlich keine Urlaubsfotos sein, dachte ich instinktiv. Ich verabscheute Urlaubsfotos mehr als alles auf dieser Welt.

Ich sollte nicht enttäuscht werden. Das Album war Seite um Seite gefüllt mit Polaroid-Fotos, die sich verdächtig glichen. Das photographische Objekt der Begierde in dieser Sammlung war ausschließlich Evelyns Hintern. Die meisten Bilder waren handschriftlich mit einem Datum versehen. Es war zumeist eine Serie von zehn oder fünfzehn Schnapsschüssen, die stets Datum trugen. Dazwischen lagen Wochen, oder auch Monate.

»Das zeigst du wohl nicht jedem,« dachte ich laut, bar jeglicher Ironie.

Sie blickte hoch und sah mir in die Augen — so verletzlich sollte ich sie nie wieder sehen. Sie schüttelte schweigend den Kopf.

Wir schmökerten Gesicht an Gesicht in ihrem Album, während sie mir alles detailliert erklärte und mich mit dieser faszinierenden Topographie aus Striemen, Prellungen und roten Flecken bekannt machte. Sie deutete mit dem Finger auf die einzelnen Rillen und Stellen. Die langen dünnen Striemenrippen, herbeigeführt von Gerten oder Ruten, die kreuz und quer verlaufenden, breiten, eckigen Streifen, geschaffen von einer *Tawse* oder einem *Strap*, und schließlich im Hintergrund die über große Flächen verteilten Gebiete der neunschwänzigen Katze.

»Das war Oliver«, sagte sie und deutete auf die Bilder. »Das ist Andy und das ist von David. Der hat fast nur den Rohrstock verwendet. Darum sieht das so rabiat aus.«

Auf den Fotos waren natürlich nicht die besagten Kerle zu sehen, sondern immer Evelyns rundes Hinterteil. Nur die Landschaftsmaler hatten sich geändert. Die Motive blieben dieselben.

»Und das hier ist Rebecca«, erklärte Evelyn weiter. »Die einzige Domina, mit der ich bis jetzt Sitzungen gemacht habe.«

Diese Bilder zeugten von einer deutlich herberen Behandlung.

»Das war eine ziemliche Challenge. Aber sie war mir zu viel SM. Zuviel *Dungeons & Dragons*. Ich bin mehr für das schlichte und schnelle. In einem Käfig eingesperrt langweile ich mich bald. *Spanking* bringt mich da rascher an jenen Punkt, den ich suche.«

»Und was ist dieser Punkt?« fragte ich sie. Es war die Frage nach ihren Motiven. Die Frage nach dem *warum*.

Sie blickte von den Seiten des Fotoalbums hoch.

»Ich fühle mich nicht betäubt. Es macht mich vollkommen wach«, lautete ihre Antwort. »Ich lebe nur in zwei Augenblicken meines Lebens. Wenn ich tanze und während man mir den Hintern versohlt.«

Der Gedanke, dass sie einen Knall hatte, war mir selbstverständlich in den Sinn gekommen. Doch ich hatte mich nicht ein Leben lang davon überzeugt, dass diese Zivilisation vollständig geisteskrank ist, um nun dieses Mädchen dafür zu verurteilen, dass sie neben mir saß und ihr Seelenleben, verborgen in einem roten, kitschigen Bilderalbum, an sich drückte.

Die Wahrheit über Evelyn war, dass sie vorbildlich mit ihrem inneren Wesen umging und ihre eigenen, mutigen Wege suchte, das Leben als lebenswert zu empfinden. Wir Kerle, die den Einzug in ihr Album hielten, verdienten es im Grunde nicht, dieses seltsame, mythische Wesen vom Schicksal ausgehändigt zu bekommen — doch sie hatte keine Wahl. Wir waren das, was in den Seitenstraßen des menschlichen Jahrmarkts zu bekommen war. Wir waren die Alternative zu einer unaufhörlichen, verbrennenden Sehnsucht.

»Wenn ich es lange nicht kriege, mache ich es mir selbst«, erklärte sie mir. »Ich habe mir schon als Kind im Wald eine Weidenrute abgeschnitten und heimlich versucht, mich damit zu züchtigen.«

Während sie es sagte, wurde mir eins sofort klar. Sollte ich mich mit ihr auf dieses Spiel aus Unterwerfung und Schmerz einlassen, stand eindeutig fest, dass sie

hierbei ihr innerstes Wesen offenlegte, während ich mir dagegen lediglich eine Maske aufsetzte. Beides war, wie ich fand, ein legitimer Weg, mit dieser schrägen Welt umzugehen. Aber es bedeutete auch, dass wir beide dieselben Handlungen, die uns verbinden sollten, sehr unterschiedlich empfinden würden.

»Aber es ist nie das selbe«, fuhr sie mit leiser Stimme fort. Wir erreichten die letzte beklebte Seite des Albums. Die letzten Aufnahmen waren mit einem Datum versehen, das weniger als zwei Monate zurücklag.

»Robert«, sagte sie ausdruckslos.

Die restlichen Seiten waren leer. Diese Leere musste auf Evelyn eine provozierende und herausfordernde Wirkung haben. Ich dachte plötzlich an diese Leute, die in alten Filmen an die Wände ihrer psychiatrischen Zellen lauter kleine Ziffern kritzeln. Daran, wie sehr es mich quälte, eine fast komplette Reihe aus Comics zu besitzen, wissend, dass Nummer 64, 88 und 127 fehlten. Das konnte einen schon fertigmachen.

Evelyn sah mich an. Ihr Blick riss mich aus den Gedanken.

»Magst du mal ein *Paddle* in der Hand halten?« fragte sie mich.

2.04 Philologie

Wir wurden gute Freunde. Oder etwas in der Art. Sie besuchte mich regelmäßig und wir tranken Tee, Kaffee oder Gin Tonic und quatschten. Wir sprachen meistens über Sex oder über Comics oder über die Menschen auf der Straße. Und wir sprachen viel über SM. Auf diesem Gebiet war sie erstaunlich belesen und mitteilksam.

Ein berauschender Wesenszug an Evelyn war ihre Fähigkeit immer das zu benennen, worauf sie Lust hatte. Sie drückte am Ende des Satzes die Zigarette aus und sagte: »Magst du mich mal spanken?« Oder an einem anderen Tag: »Macht´s dir was aus, wenn ich mich nackt ausziehe? Aber erzähl weiter...« — »Magst du mich mal draußen auf dem Balkon verhaun? Ich möchte dabei die nächtliche Stadt sehen.«

Als wir mal eines Nachts von einer langweiligen Party geflohen waren und beim Kerzenlicht auf meinem Sofa saßen, jeweils mit einem Stoli On The Rocks in der Hand, fragte ich sie, ob es ihr denn nichts ausmache, dass ich eigentlich ein Anfänger war. Ein Greenhorn. Ein Niemand ohne Erfahrung.

Sie hatte inzwischen ihre Docs ausgezogen und die Füße in typischer, schamloser Manier auf den Konferenztisch gelegt. Sie lachte nur und meinte, ich sei ja inzwischen kein so großer Anfänger mehr und das in der SM-Szene, die nicht weniger verlogen sei als jede andere Szene, kein Dom zugibt, etwas zum ersten Mal zu machen, da keine Sub mit jemanden an einer Sitzung teilnehmen möchte, der eigentlich kein echter Dom ist. Wenn man es noch nie gemacht hat, ist man auch nicht echt. Denn das Gefühl, von jemandem mit Erfahrung beherrscht zu werden, ist ein Teil des Kicks. Sich einem Anfänger auszuliefern, sei für viele eher abturnend. Es ist eben wie im echten Leben. Geld gibt man nur demjenigen, der glaubwürdig ist. Und für glaubwürdig hält man nur denjenigen, der bereits Geld hat. Und Glaubwürdigkeit ist die Essenz von SM.

Ich wog nachdenklich meinen betrunkenen Kopf.

»Das ist doch ziemlich verdreht, oder?« meinte ich. »Wenn ich also keine Erfahrungen habe und dennoch unter die Leute gehe und so tue, als hätte ich Erfahrungen, bin ich ein Fake, oder? Wenn ich damit aber ehrlich umgehe und meinem Gegenüber sage, dass ich noch nicht Bescheid weiß, dann bin ich

uninteressant, weil ich keine Dominanz ausstrahle. Also erwartet man von mir, dass ich mich wie ein Fake benehme. Nur muss ich das so gut machen, dass ich als Anfänger nicht durchschaut werde, bis irgendwann der Punkt kommt, an dem ich kein Fake mehr bin.«

Evelyn nickte nachdenklich. »Die Menschen wollen belogen werden und schreien gleichzeitig nach Ehrlichkeit. Aber ein Anfänger ist nicht unbedingt ein Fake. Ein Fake ist jemand, der das nicht im Herzen fühlt, sondern einfach nur irgendeine Pornophantasie ausleben möchte. Ob er dabei eine Gerte in der Hand hält, oder den eigenen Schwanz, ist ihm egal. Außerdem ist das alles nur Szene. Szene. Szene. Szene.« Sie dirigierte mit dem Finger in der Luft. »Immer nur Szene... Ich hasse Szenen...«

Sie schloss ihre Augen und wirkte müde.

»Ich finde es besser zu tanzen...«, sprach sie leise. Die Hand mit dem leeren Glas rutschte langsam leblos von ihrem Oberschenkel herab. »Für den Tanz habe ich mich entschieden«, hatte sie mir einmal erzählt. »Die Schmerzen haben sich für mich entschieden.«

»Leg bitte deine Hand auf meine Möse«, flüsterte sie. »Fester...«

Sie seufzte und verdrehte dem Kopf nach hinten. Dann sah sie zur Seite, zu mir und sagte leise: »Ich fühle das Leben am meisten...« Sie stöhnte wieder und sammelte ihre Worte. »...wenn ich das Gefühl habe, ich könnte einfach sterben und es wäre OK.«

»So wie jetzt?« fragte ich sie.

»Vollkommen...«, flüsterte sie.

Sie verlieh ihrer Passion eine geistige Dimension, die ich bei den anderen nie feststellte. Auf den Fetisch-Parties wirkten viele (mich eingeschlossen) wie Halbwüchsige, die für sich Disneyland entdeckt hatten, ohne das Interesse, aus SM eine zu tiefe Reise nach innen zu machen. Sie wollten Spaß haben — auf ihre eigene Art. Für sie war SM eine Kunstform. Eine intime Möglichkeit, als ein dreidimensionales Kunstobjekt zu existieren. Was sie taten, war im Grunde das Reenactment einer Epoche, die es niemals gegeben hatte.

Evelyn hingegen baute mit ihrer Sinnlichkeit ein dunkles Kloster in den Bergen.

Sie brachte mir fast jede Woche etwas Neues zum Lesen mit. Publikationen über den mittelalterlichen Flagellantismus, oder die Schriften von Elise Sutton. Mal den autobiographischen Roman *Le lien* von Vanessa Duriès, die mit 21 Jahren bei einem Autounfall ums Leben kam. Oder den Klassiker *Die Geschichte der O.* von Pauline Réage. Innerhalb von Wochen verschlang ich jene Texte, die Alice Kerr-Sutherland zugeschrieben werden und das berühmte Essay »*Violence In The Garden*« von Polly Peachum. Verglichen mit den etwas trockenen Büchern in meiner Wohnung, war das eine sehr erfrischende Lektüre, die ich immer prickelnder fand.

Mein Herz lachte, als sie eines Tages auch einen Stapel Comics mitbrachte. Wir taten unsere Köpfe zusammen und lasen kichernd *The Convent of Hell* von Noe Barreiro und die wunderbaren und unübertrefflichen *Leiden der jungen Janice* von Erich von Gotha.

Etwas an ihr erinnerte mich an Manzio. Die beiden hätten ein gutes Ehepaar abgegeben, und das Vermischen ihrer Bibliotheken hätte die RAF wie ein protestantisches Kaffeekränzchen erscheinen lassen.

Auch Evelyn trat in mein Leben, mit der nicht abgesprochenen Aufgabe, mich auf Bücher und Gedanken jenseits des ausgetretenen Pfads aufmerksam zu machen. Sie tat es ohne eine Spur von Eitelkeit. Sie war nie überrascht, wenn ich über ein Buch sagte, ich würde es nicht kennen. Es kam nie ein hochnäsiges »Wie? Das kennst du nicht?«. Ich fand einen Weg hinter Evelyns raue Schale, vorbei an ihrem melancholischen Gemüt, und fand in ihr eine interessante Freundin. Eine etwas seltsame Freundin, aber das machte sie in meinem Fall perfekt.

Evelyn war das extravagante, auf den zweiten Blick schöne Mädchen, das optimal zu meiner nicht minder verschrobenen Persönlichkeit passte. Gemeinsam, als Paar, hätten wir vermutlich Hand in Hand den Sprung von der Brücke gewagt. So war es vielleicht besser, dass unser Umgang nur freundschaftlich war und wir weiteren Komplikationen aus dem Weg gingen. Ich fragte sie nie über ihr Privatleben aus oder ihre Vergangenheit. Sie mochte neben mir noch andere Männer haben, ich würde es nie erfahren. Außer noch jemand würde sie verhauen. Dann hätten sich seine und meine Straßen auf der blassen Leinwand ihres faszinierenden Hinterns gekreuzt. Auf diesem Podium gab es keine Lügen und vorgetäuschte Orgasmen.

Die magellanische Gier nach Pein und Erniedrigung war ihre große Reise über den Ozean der Selbstfindung, fort von den Gestaden des Kleinbürgertums. Einige hätten sie vermutlich als einen Schandfleck der Emanzipation, als eine Krebszelle des Feminismus eingestuft. Kleinbürger und Feministinnen hätten sie mit derselben Freude in einem Käfig durch die Stadt gezerrt, um sie anschließend zu verbrennen. Doch die meisten hätten sie wohl gerne in psychiatrischer Obhut gesehen. Ich sah sie hingegen mehr und mehr auf einem Sockel, in meinem Pantheon. Sie war mein *Stargirl*.

Ob Evelyn in Wirklichkeit tief im dunklen Verlies ihrer Psyche um Hilfe rief, konnte ich nicht sagen. Und es zu thematisieren schien die Gefahr zu bergen, den Zauber zu brechen. In dem jahrhundertealten Kampf der Frauen um Selbstbestimmung, war sie an der extremsten denkbaren Position angelangt. Sie war entweder hoffnungslos neurotisch oder die emanzipierteste Frau im Sonnensystem.

Ich mochte mir insgeheim diese Frage stellen: Machte ich irgendwelche »Dinge« noch schlimmer, in dem ich ihren Wünschen entsprach? Oder war es im Gegenteil eine therapeutische Wirkung, die von unseren Sitzungen ausging? Fühlte sie sich hinterher besser oder schlechter? Doch all diese Fragen schienen sich in Wirklichkeit um mein eigenes Seelenheil zu drehen, wenn sie auch so formuliert wären, als ginge es um Evelyn. Und so ersparte ich ihr das fürsorgliche — und in Wirklichkeit egoistische — Psychogelaber und vertraute ihr. Ließ sie das Maß definieren.

Ihre Experimentierfreude ging manchmal so weit, dass sie mich mitten am Tag anrief und mir vorschlug, es mal richtig *puritanisch* auszuprobieren. Sie kam eine halbe Stunde später vorbei, sagte kein Wort, zog ihren Rock hoch und ihren Slip bis zu den Knien herunter und beugte sich über die Rückenlehne eines Stuhls. Nachdem ihr Hintern versohlt war, wischte sie sich eine kleine Träne weg, zog das Höschen wieder hoch und verschwand wortlos.

Die Tränen, die manchmal kamen und gingen, waren echt und schienen ihr auch wichtig zu sein. Doch sie überstiegen mein Begriffsvermögen. Ich war nur die *spankende* Maschine, die Evelyn brauchte. Und ich fand das alles faszinierend. Die Frage, ob ich nun ein Fake war oder nicht, stellte ich mir immer weniger. Sie blieb aber dezent im Hintergrund. Denn schließlich hatte ich vor meiner Begegnung mit

Evelyn niemals über SM nachgedacht. Wäre ich echt, hätte ich sicherlich schon vor Jahren entsprechende Anlagen in mir entdecken müssen. Dann hätte ich bereits als Kind fasziniert den Sadomasochismus bei Karl May und in den DC-Comics erkennen müssen. Und gerade beim letzteren wurde mir erst jetzt bewusst, wie ausgeprägt die Erotik des Zwangs in ihrer unterschwelligem Weise dort in Wirklichkeit war. Ich hatte es aber nie gesehen.

Fragment: Der freie Wille

Bin ich frei, oder werde ich gelenkt von unerkannten Agitatoren, mit einem Zweck, der sich mir nicht offenbart und einem Ziel, das ich nicht kenne? Gibt es den großen Demiurg, der Billard spielt, während ich nur eine von vielen rollenden Kugeln bin?

Meine Geschichte ist eine Reise gen Freiheit. Doch um Freiheit zu erlangen, muss ich die Fesseln durchschauen. Ich muss in die Wunden starren und erkennen, dass das Gesehene ich bin und niemand sonst.

Die Schamanen sind tot. Wir haben sie gegen gierige Priester eingetauscht, sie vertrieben und ihre Hütten dem Boden gleichgemacht, um statt dessen Kaufhäuser zu bauen. Sie waren die letzten, die bereit waren, unseren Schmerz auf sich zu nehmen und ihn damit zu lindern.

Alle anderen, die sich dafür anbieten, sind Lügner und Schacherer, mit dem einzigen Ziel, uns ihre nutzlosen Produkte anzudrehen.

Ich habe keine Antworten, die wie Kochrezepte anmuten. Keine Erfolgstherapien. Du willst Esoterik, schreib an deepak@chopra.net. Er wird genauso wenig antworten, wie Gott.

Es gibt Elektronen und Photonen, die mehr Willensfreiheit haben, als die meisten Menschen. Sie haben davon zwar nicht viel, doch das Quentchen Freiheit, das ein subatomares Teilchen besitzt, ist dafür unverfälscht und unmittelbar. Wie oft sehnt sich der *Homo oeconomicus cretinus* nach nur einem Augenblick von dieser Reinheit. Die immensen Möglichkeiten, die uns umgeben, sind wie ein mehrfaches Echo unserer Sehnsüchte, die uns auf Schritt und Tritt begleiten. Wir sind umwoben von allem, was hätte sein können, was hätte sein sollen, was wäre wenn...

Bar aller Beschönigung: wir tun, was man uns sagt. Wir essen dort, wo es am grellsten ist und hören das, was man uns vorschreibt. Wir besitzen nicht einmal die Würde eines schwarzen oder weißen Steinchens auf einem Go-Spielbrett oder die Grazie eine Schachfigur. Wir sind wie abgestumpfte Kühe, die mit gemahlenden Leichenresten gefüttert werden, während sie ermattet auf den vertrauten Trog starren. Um uns herum wird grässlicher Lärm verbreitet, der meistens nichts zu tun hat, mit den stummen Bildern von M-TV, die aus den aufgehängten Monitoren oszillieren, als wollte eine höhere Macht herausfinden, wer von uns den ersten epileptischen Anfall bekommt. Wir überreichen brav unser Geld den Bankberatern, nur weil irgendein Krawattenlügner mit einem

Filzstift einige Prozentzeichen und Ausrufezeichen auf ein Flip-Chart-Blatt schrieb und es im Eingang unserer Bankfiliale aufhängte. Und ist das teuer ersparte und für die Ausbildung der Tochter bestimmte Geld verschwunden, fordern wir mit derselben Bravheit die Benennung des Schuldigen. Und so hassen wir den Lügner mit der Krawatte, der selbst ebenso nur ein Rädchen in der Maschine der Bestimmung ist. Wir hassen ihn, weil wir nicht den Mut haben, uns selbst zu erkennen. Wir hassen ihn, weil wir nicht den Mut haben zu sehen, dass er nur ein Spiegelbild dessen ist, was wir selbst sind. Nur ein weiterer Homo oeconomicus cretinus auf einem Planeten, der von genau dieser Spezies dominiert wird.

Wir sind Politiker, wir sind Steuerberater, wir sind Banker, wir sind Zuhälter und Journalisten, wir sind Supermodels und PR-Berater, wir sind Chefredakteure und Consultants, wir sind Huren und Kunsthändler, wir sind Junkies und Rechtsanwälte, TV-Produzenten und Lobbyisten, wir sind Werbefachleute und Raser auf Autobahnen, Bonusmeilen-Sammler und Herzerl-Kleber, wir sind Fans und Stalker, Schundblattleser, Pornosüchtige und Säufer. Wir schlagen unsere Kinder und bezahlen die Abtreibungen unserer Affären. Wir geben Vermögen für überbeuerte Kosmetik aus und voten den nächsten Superstar mit unserem Handy. Wir brüsten uns mit unserer psychotischen Religiosität und beneiden wütend jeden, dessen Finger mehr nach Geld stinken, als die unseren.

Zu keinem bestimmten Zeitpunkt sind wir Menschen. Wir sind der Abfall der Galaxie. Wir sind verabscheuungswürdige Mollusken, die einen Großteil ihres Denkens damit verbringen, die eigene Unantastbarkeit zu begründen. Wir definieren unser Leben als heilig und nehmen uns in unserer Blasiertheit wichtig. All das, um zweckdienlich den letzten Abglanz der Wahrheit in unserer Welt zu verschleiern. Dass wir vergänglich sind und alles Nennenswerte, das in uns jemals Platz gefunden hatte, in einem Casino verspielt haben. Dass der größte Beitrag, den wir in den letzten fünftausend Jahren zu unserer globalen Zivilisation geleistet haben, in der alles durchdringenden und verschlingenden Erfindung des Geldes bestand.

Wir haben eine Menge Kirchen und Banken gebaut, Tempel und Parlamente, um diese Tatsachen zu kaschieren. Wir entnehmen den Überlebensinstinkt des Tiers in uns und wickeln ihn in Pathos und unreflektierte Ansprüche ein.

Dann legen wir den Kreditplan vor, der diese Empfindung finanzierbar macht.

Wenn wir nicht in die Spiegel blicken und uns sehen, als das, was wir sind — überhebliche, nackte Affen mit Kreditkarten — werden wir nicht frei sein.

Und wir können uns in unzähligen Talkshows beweihräuchern und schmierige, schleimige Dokumentarfilme über Glück und Erfolg ansehen — es wird nichts daran ändern, dass wir Monster sind, überdimensionierte Föten und Embryos, die einsam und behäbig auf ihren kleinen strategischen Hügeln stehen und Armeen aus belanglosen YouTube-Filmchen befehligen.

Der freie Wille besteht in der Anwendung jener Möglichkeit, die in einem Prozess nicht vorgesehen ist. Doch solange wir diese Möglichkeit nicht beanspruchen, lassen wir das Potential ungenutzt brachliegen. Die Einflüsterer in unserem Nacken entscheiden für uns. Zugunsten von organisierten Religionen, von schwachsinnigen Reality-Shows und dem naiven Zujubeln einer undurchsichtigen Partei, die selten mehr als vier oder fünf Jahre braucht, um alle Unarten ihrer Opposition anzunehmen.

All das hat damit zu tun, dass der Mensch die Fesseln schätzt. Es ist das Angelische in ihm. Es ist die Freude daran, dass jemand anderes, jemand, der höher auf der Leiter der gemeinsamen Existenz steht, die Regeln vorgibt. Und wir vergöttern Regeln. Wir lieben die Programmgestaltung. Wir genießen es, an unseren Ketten zu zerren und die Schuld auf den Chefetagen zu wissen. Und wir besitzen die kollektive Unverschämtheit, Luzifer für unseren Schwachsinn zu verdammen.

Und in der dunkelsten Ecke dieser Straße finden wir eine Gruppe mentaler Bankrottfälle, die dort bar eigener Persönlichkeit herumstehen und sich zuversichtlich auf die Schulter klopfen, mit den beruhigenden Worten: »Der Führer wird´s schon richten.«

Die Freiheit befindet sich nicht am Ende eines Wochenendseminars. Die Freiheit lebt nicht am Ende des Gaspedals. Die Freiheit ist keine tropische Insel. Das Glück kein weißer Strand.

Denn alle Strände sind Lügen.

Die Freiheit liegt in der kompletten Abschaffung der Vergangenheit. Und das Glück ist ein Privileg der Ahnungslosen und Geistesschwachen.

Hasse ich den Menschen? Habe ich keine Hoffnung für die Menschheit?

Zugegeben — in jenem Augenblick, in dem ein fünfhundert Kilometer breiter Asteroid brennend in die Atmosphäre der Erde einbricht, werde ich einzig auf dem Hügel stehen, der einsame Narr, tanzend und frohlockend, über das winzige Stück Gerechtigkeit in einer vergessenen Ecke des Kosmos.

Doch der Mensch ist da.

Ich kann ihn sehen, sogar durch die Schleier endloser Missetaten und durch all die Masken seiner Gier und Idiotie.

Dieses seltsame Geschöpf auf einer Reise ohne Anfang, doch mit einem Ziel.

Dieses einzigartige Wesen, fähig der einen Sache, die kein Geld kaufen und uns kein Lügner und Produktschacherer liefern kann: der Liebe.

Sollte es sie wirklich geben, dann ist sie das einzige KO-Kriterium auf dem Aufnahmeantrag in die Hölle, in der wir alle für Ewigkeiten brennen sollten.

2.05 Riten

Der Abend in *Danglars* verläuft wie ein seltsamer zugespitzter Traum. Die Party trägt den psychedelisch anmutenden Namen »*Xetal Re-Drum*« und ein Außerirdischer könnte sie leicht mit einem meiner Alpträume verwechseln. Doch die Anwesenden empfinden sie keineswegs als Hölle. Für sie ist die Party ein dunkles Paradies. Alles riecht hier nach Leder, Latex, Haarspray und jedem nur erdenklichen Parfum. Der Geruch von Patschuli liefert sich seine Schlachten mit Bergamotte, Jasmin und Moschus. Kenzo gegen Calvin Klein. John Galliano gegen Christian Dior. Paco Rabanne gegen Hugo Boss. Und dazwischen die Duftschwaden aus Pheromon, Schweiß und Zigarettenrauch. Die chemische Formel für den Exzess.

Der DJ steht oberhalb der Menge auf einer Plattform. Er trägt eine Ledermaske mit einem Reißverschluss über den Mund. Unentwegt steckt er durch diesen Schlitz die Zunge raus und verhöhnt das Publikum. Aus den Lautsprechern dröhnt raubeiniger House, kalter Techno und trotziger EBM. Die Musik ist etwas gestrig. Doch das liegt daran, dass der Altersdurchschnitt bei den SM-Freaks deutlich höher ist als auf der Love Parade.

An diesem Abend sehe ich den tieferen, tribalen Sinn einer Kleiderordnung. Ich bin umgeben von Hunderten Menschen in Kostümen aus Leder oder Latex. Indiskrete Kleidung deren Aufgabe darin besteht, die darunterliegenden Tätowierungen und Piercings zu offenbaren. Die ätherisch bläulichen aus Niob, die protzig schimmernden aus Gold, die massiv kalten aus Edelstahl. Für einen Abend kann sich hier jeder fühlen wie Shane Munce, wie Midori, wie Dita Von Teese.

Ich sehe mich um, während ich in meiner fabrikneuen Montur mit der Umgebung verschmelze. Mimikry aus Kunststoff. Polymererotik. Polierter Stahl. Je auffälliger man hier gekleidet ist, desto mehr vereint man sich mit der Masse.

Meine Uniform wird dominiert durch eine sagenhaft teure schwarze Lederjacke von Prada, im Husarenschnitt. Ein knappes Kleidungsstück, das die nackte Brust darunter freilegt. Freddie Mercury hätte sie geliebt. Meine Füße drücken ziemlich dank der neuen Dockers. Die neue schwarze Lederhose von Diesel kneift im Schritt. Etwas sagt mir, dass heute Abend meine Kleidung deutlich

mehr wert ist, als mein Leben. Für kurze Zeit bin ich nun ein Teil dieser Kommunität. Niemand hinterfragt das.

Verglichen mit den meisten anderen hier, ist mein Kostüm dezent. Denn heute ist geschlossene Gesellschaft. Heute abend kleben sich die Frauen keine Pflaster in Form eines X über ihren Brustwarzen. Dafür gibt mir meine Kleidung einen reizvoll schwulen Anstrich. Immer wieder passieren mich Männer, die bemüht sind meinen Blick zu kreuzen und zu fixieren. Einige sehen aus wie eine Mischung aus Gefängniswärtern und SA-Schlägern. Ich muss dabei an Roman denken und frage mich, was er jetzt wohl sagen würde. Sicherlich wäre er stolz auf mich. Ich wünsche, er wäre nun hier.

Der DJ legt »Being Boiled« von *The Human League* auf und die steife Masse aus schwarzen Schaufensterpuppen auf der Tanzfläche beginnt langsam zu kochen. Ich halte mich an meinem White Russian fest und lasse meinen Blick neugierig durch den Saal schweifen. Ein großer Teil der Männer trägt gepiercte Nippel. Bei manchen hängen beachtliche Gewichte dran. Es gibt hier Frauen, die Klemmen an den Brustwarzen und an der Labia tragen, verbunden durch eine Silberkette. Die Menschen verändern sich schnell, wenn man draußen an die Tür ein Schild mit der Aufschrift »geschlossene Gesellschaft« hängt und einen bulligen Türsteher am Eingang platziert.

Abseits der Tanzfläche gibt es kleinere Nebenräume, in denen bei schummrigen Licht die Party ans Eingemachte geht. In einer dieser Seitenkammern entdecke ich Evelyn. Sie steht allein, mit ihrem Drink in der Hand, und beobachtet das Geschehen. Ihren Dresscode erfüllt sie mit sehr reizvollen schwarzen Hotpants aus Leder und schwarzen Hosenträgern, die über Kreuz laufen und mit Metallringen versehen sind. Darunter trägt sie lediglich ein durchsichtiges Netzshirt, das ihre winzigen, rötlichen Brustwarzen durchschimmern lässt. Ihre Füße stecken in extrovertierten Doc Martens. Sie wirkt wie eine Mischung aus Martin Gores kleiner Schwester und Louise LeCavalier. Sie sieht wie immer anders aus als die anderen.

Ich stelle mich neben sie. Sie hängt sich bei mir ein und drückt ihren Kopf gegen meinen Oberarm.

Die Szenerie wird beherrscht von einer brünetten Frau, die an eine mittelalterlich anmutende Konstruktion gefesselt ist. Ihr nackter Hintern ragt in die Luft und wird von einem Folterknecht gepeitscht.

Ein Dutzend Männer und Frauen stehen um sie herum, rauchen Zigaretten, nippen an Drinks und beobachten sie mit unterkühlten Minen. Sie ist der Superstar ihres eigenen Pornos. Jetzt, hier, in diesem einen Moment. Und dem nächsten. Und dem nächsten. Die Hiebe der Lederpeitsche landen pathetisch auf ihrem Hintern, als wäre es eine politische Demonstration.

»Kennst du sie?« frage ich Evelyn.

Sie schüttelt den Kopf, deutet mir aber an, sich etwas vorzubeugen, damit sie mir leichter ins Ohr schreien kann.

»Robert«, ruft sie. Ich erinnere mich an ihr Fotoalbum.

Aus den Lautsprechern dröhnt das vertraute »Being Boiled«, während von Roberts Stirn Schweißtropfen auf den Rücken des gefesselten Mädchens fallen.

Ich fühle mich wie ein Sterblicher unter Werwölfen. Nicht ganz so, wie ich mich fühle, wenn ich eine Bank betrete, doch ähnlich genug, um das hier nicht jeden Tag machen zu müssen.

Robert ist offensichtlich ein Dom mit Renommee. Er ist Mitte vierzig, etwas beleibt und recht maskulin. Gekleidet ist er mit einer schwarzen Lederhose und einem schwarzen Seidenhemd. Sein Kopf ist kahlgeschoren, wohl vor allem um über den nur noch spärlichen Haarkranz hinwegzutäuschen. Er trägt einen strengen Dreitagebart. Auf seinen Fingern stecken zahlreiche Stahlringe.

Ich stelle mir Evelyn und ihn vor. Wie er sie züchtigt und seinen Schwanz in sie reinsteckt. Eine zwanzig Jahre jüngere Sub in die Finger zu kriegen, muss ihm ziemlich gefallen haben. Wie es wohl wäre, ihm mit einem Vorschlaghammer mitten ins Gesicht zu schlagen?

Zwischen zwei Streichen entdeckt uns Robert in der Ecke des Raums und wirft Evelyn mit dem Charme eines tropischen Diktators ein Lächeln zu.

Ein perverser Teil von mir beginnt langsam Gefallen zu finden an dieser bühnenartigen Lebensart. So müssen sich vor drei Jahrhunderten Aristokraten gefühlt haben: auch nur Menschen, die urinierten und Kot ausschieden — und selten mehr als das zum Lauf der Dinge beitrugen — und doch trotzdem nie aus der Rolle fielen. Aufgesetztheit ist nur unerträglich, wenn sie ein einzelner in der

Gruppe zur Schau trägt. Wenn alle aufgesetzt sind, wird das zur Avantgarde und später zum Trend.

»Ich tanze lieber in der Öffentlichkeit. Den Arsch versohlen lasse ich mir nur noch privat«, raunt mir Evelyn zu und zieht gelangweilt an ihrer Zigarette.

Unauffällig, mit beiläufiger Miene, machen wir uns aus dem Staub und kehren in den großen Saal zurück, wo inzwischen ein beachtlicher Tumult auf der Tanzfläche entstanden ist. Vorbei an all den hüpfenden Leder-Krähen und wandelnden Dildos bahnen wir uns unseren Weg zur Bar.

Wir bestellen noch eine Runde Getränke.

»Lange halte ich es hier nicht mehr aus«, meint Evelyn. Ich rätsle, ob die Begegnung mit Robert irgendeine Wirkung auf sie hat. Aber sie mutet nicht melancholischer an als sonst.

Vorbeigehende Leute schütteln Evelyns Hand oder küssen sie auf die Wangen. Wenn sie mehr Sinn für diese Dinge hätte, könnte sie einen ganzen Hofstaat haben, der sie auf den Händen durch die Stadt trüge. Doch statt dessen lächelt sie nur freundlich und lässt sich auf keine langen Konversationen ein. Das ist hier ohnehin schwer. Einige Dezibel weniger würden uns vermutlich nicht minder taub machen.

Plötzlich taucht Robert auf. Seine »Performance« ist anscheinend zu Ende, der Schweiß abgetrocknet. Er küsst Evelyn eine Sekunde zu lang auf die Lippen und wendet sich mir zu. Bevor er mir die Hand schüttelt, ohrfeigt mich sein Parfüm. Ich kann nicht fassen, dass er sich in dieser Montur in eine Wolke aus Joop eingehüllt hat.

Wir plaudern ein wenig. Hier kommt es vielmehr einem Kreischen gleich. Robert erzählt über sich. Vermutlich sein Lieblingsthema. Gut, dass ich nur die Hälfte verstehe. Er besitzt ein eigenes Mietshaus in Winterhude, das er untervermietet. Und da er dadurch sehr viel Geld verdient, ohne dafür viel tun zu müssen, widmet er sich lieber der Kunst: Er stellt Schmuck aus Stahl her. Es gibt kein SM-Klischee, das an Robert abprallt.

Als sein Drink kommt, verabschiedet er sich wieder. Doch dann dreht er sich noch einmal um, und sein gönnerhafter Blick ist verschwunden. Er tritt an Evelyn heran. Sie sitzt zu nahe an mir, als dass ich ihn überhören könnte.

»Können wir nicht einfach reden?« ruft er und hält sich dabei die Hand an den Mund, um besser verstanden zu werden. »Kann ich dich anrufen?«

Evelyn wirkt genervt, doch sie nickt introvertiert.

Dann ist er in der Menge verschwunden. Die Masken und Figurinen um uns *grooven* inzwischen zu den donnernden Klängen von *Frankie Goes To Hollywood* auf der Tanzfläche. Keine Party ohne »Relax«.

»Was meint er denn?«

Sie schüttelt den Kopf. »Das ist eine alberne Geschichte.«

»Sprich mit mir«, rufe ich ihr zu.

Sie sieht mich an, rutscht von dem Barhocker, packt mich am Ellbogen und zerrt mich in den wesentlich leiseren Eingangstrakt. Dort bleiben wir stehen.

»Ich habe mit Robert sieben oder acht Sitzungen gemacht«, erklärte sie. »Beim letzten Mal ist er zu weit gegangen. Da habe ich gesagt: Das war's. Nie wieder.«

Ich überreiche der Garderobiere unsere Nummernzettel und ver helfe Evelyn in ihren langen Mantel.

»Was ist denn passiert?« frage ich sie. »Was heißt zu weit gegangen?«

Wir spazieren langsam zum Ausgang. Vorbei an dem gelangweilten Türsteher und hinaus in die nächtliche Kühle.

2.06 Porno

»Das Szenario war nicht einmal besonders originell«, fuhr sie draußen fort. »Er hatte mich wie jedes Mal angekettet und bearbeitet. Robert verbindet das meistens mit dem Ficken. Zwanzig, dreißig Streiche, dann in gleicher Lage etwas rammeln. Und wieder zurück zur Gerte. Nicht unbedingt meine Idealvorstellung, da ich das lieber deutlicher trenne, aber OK. Ich habe das akzeptiert, weil ich fand, dass er auch auf seine Kosten kommen sollte. Doch dieses Mal war alles anders.«

Ich wartete geduldig.

»Robert hatte einen Freund in der Wohnung versteckt. Mir hatte er die Augen verbunden und laute Musik angemacht. Das tat er oft. Ich dachte, dass es sein Schwanz sei, den ich in mir hatte. Aber es war in Wirklichkeit der seines komischen Freundes. Er hat nicht einmal einen Gummi verwendet...«

»Perfide«, rief ich aus, wie alle Menschen, die außerstande sind, die Tragweite einer Tat einzuschätzen. »Das ist doch eine reine Vergewaltigung!«

»Ich habe trotzdem keine Lust, *die* Geschichte einem Rechtsanwalt oder Polizist zu erzählen. Und was kann ich schon beweisen?«

Ich war sprachlos und zugleich voller Abscheu gegenüber Robert. »Ich verstehe nicht, wieso du ihn noch küssen kannst, als wäre er dein bester Freund!«

Evelyn seufzte und wickelte sich dichter in ihren Mantel. Die

Hitze des Clubs war aus unseren Körpern längst entwichen. Ich legte meinen Arm um sie.

»Ich weiß es nicht. Robert hat zugleich so viel für mich getan. Als wir uns kennenlernten, war ich ständig voller Tabletten und Koks. Ich war ziemlich abgebrannt und eine Freundin von mir hat mich wochenlang überredet, mit ihr anzuschaffen. Ich weiß nicht, was in meinem blöden Schädel zu dieser Zeit vor sich ging, aber irgendwann gab ich nach.« Sie schlug sich mit der Handfläche auf die Stirn. »Ich hatte mich mit Tabletten vollgepumpt, mich mit Lydias Hilfe wie eine Nutte aufgedonnert, grell geschminkt und in diese beschissenen High Heels reingezwängt. Es war vollkommen lächerlich.«

Ich bemerkte eine Träne auf ihrer Wange und wollte sie wegwischen, doch sie wandte nur trotzig den Kopf zur Seite, als wünschte sie nicht, dass ich nett zu ihr war. Sie rieb sich die Tränen mit dem Ärmel ihres Mantels weg.

»Als wir in die Bar reinkamen, sprach mich dort nach paar Minuten ein Typ an. Es war Robert. Statt übers Geschäft zu reden, kamen wir immer mehr ins private Gespräch. Am Ende flehte er mich an, einen Rückzieher zu machen. Er versprach mir, alles dafür zu tun, dass ich *das* nicht nötig hatte.«

Ich schwieg. Es wäre auch zu einfach für diese beschissene Welt, jemanden dafür zu hassen, dass er ein Drecksschwein ist. Es musste natürlich der Held des Tages sein, der sich meine Abscheu zuzog.

»Er besorgte mir die ersten Tanzauftritte, und zu Weihnachten schenkte er mir die Boombox zum Üben. Er stand mir bei, damit ich von den Drogen fernblieb. Er nannte mich *seine einzige gute Tat...*«

Sie fing zu schluchzen an. Ich umarmte sie und wir schwiegen. Die Nacht schien um uns zu erstarren, gesäumt von den kalten Lichtsäulen der Straßenlampen. Die kühle Luft roch nach Industrie und Schmiermitteln. Das blasse Licht der Halogenscheinwerfer im Hafen ließ Evelyns Haut metallisch erscheinen. Vorbei an ihren Haaren sah ich die Hausfassaden von Altona und dachte daran, dass in jedem dieser unzähligen beleuchteten Fenstern sich ähnliche Geschichten, ähnliche Tragödien abspielten. Dankbarkeit, nur eine sanfte Berührung entfernt von Prostitution. Freizügigkeit, nur einen Hauch entfernt von Vergewaltigung. Alltägliche Selbstgefälligkeit, nur durch einen dünnen Schleier getrennt von exzessiver Gewalt.

Das verstörende Geräusch einer Schiffssirene riss sie schließlich aus ihrer Agonie.

Sie wand sich sanft aus meiner Umarmung heraus und küsste mich. Dann trat sie selbstbewusst einen Schritt zurück und trocknete verschämt ihre Tränen.

»Ich hasse es zu weinen«, sagte sie und hustete.

Schweigend drückte ich sie an mich und hüllte sie in meinen langen Mantel.

»Ich weiß, dass ich krank im Kopf bin«, flüsterte Evelyn. »Und das Leben ist für mich, damit klarzukommen.«

»Vielleicht bist du nicht krank. Nur die anderen sind es.«

»Ich bin krank«, erwiderte sie trotzig.

»Nicht für mich«, hauchte ich ihr in den Nacken und drückte sie noch fester an mich.

»Es ist etwas in mir, dass ich nie richtig erklären konnte...«, fuhr sie leise mit dem Gesicht auf meiner Brust fort, »Etwas in mir sehnt sich manchmal nach dem Unangenehmen und Abstoßenden. Nach dem Gegenteil von dem, was gut für mich ist. Und du...«

Sie blickte hoch. Ihre Augen zitterten.

»...Du bist mir manchmal einfach zu nett.«

Ich wusste, dass ich an diesem Sachverhalt nichts ändern konnte. Es würde nichts nutzen, sich nun wie ein Mistkerl zu gebärden. Darum ging es nie. Das hier war nur eine der Facetten ihrer komplexen Psyche und es war doch vom ersten Augenblick an klar, dass ich es nie schaffen würde, allen ihren Aspekten gerecht zu werden.

Warum muss zwischen zwei Menschen stets alles so kompliziert sein?

Als erriete sie meine Gedanken, sagte sie: »Ich lasse schließlich genug in meinem Kopf drin, statt es raus zu lassen. Ich gehe nicht in eine Biker-Bar, um mich dort mit gespreizten Beinen auf den Billardtisch fallen zu lassen« Sie legte kurz ihre Hand auf die meine. »Und wenn du mich schlägst, fühle ich mich sicher.«

»Das geht in deinem Kopf vor?« erwiderte ich abgelenkt. Ich war gedanklich noch bei der Biker-Bar und dem Gangbang auf dem Billardtisch.

»In allen Köpfen gehen doch Dinge vor, die dort lieber bleiben sollten«, meinte sie, ohne dass sie vorhatte, diese Phantasie weiter zu erörtern.

Evelyn befreite sich sanft und doch bestimmt aus meiner Umarmung. Sie schien ihre Fassung wiedergewonnen zu haben. Sie war wie ein Chamäleon das flink die eigene Farbe verändert. Nun war sie wieder die kühle Überfrau, mit der ich mir mal das Taxi geteilt hatte.

»Ich bin in einer Welt aufgewachsen, in der es nur die drei großen ›M‹ gab: Monogamie und Monotonie und Monotheismus. Ich hatte dieses Monodenken irgendwann einfach satt. Aber wenn die Monomenschen uns ansehen, sehen sie nur entartete Tiere, die an AIDS und Drogen sterben. Ich wollte aber nicht in ihrer grauen Monowelt leben. Ich wollte ohne die Lügen des Alltags leben. Jeder in der Welt der drei ›M‹ belügt jeden, inklusive sich selbst. Eltern belügen ihre Kinder. Kinder belügen ihre Eltern. Menschen gehen notorisch fremd und belügen ihre Liebschaften, ihre Ehepartner und sich selbst. Es ist alles so scheinheilig. Nein, danke!«

Ich war in der Theorie ihrer Meinung. Die Worte klangen wie mein eigenes Vorwort zu dem Buch *Ein Leben gegen die Spießer*, das ich sicherlich eines Tages schreiben würde. In der Theorie lassen sich diese Dinge recht zufriedenstellend entwerfen. Die Praxis zwingt uns dann zu einer Auseinandersetzung mit den Hürden. Mit der Eifersucht und mit dem Ego. Mit Instinkten und generationenlanger Doktrin.

Es gab Momente, da wuchs mir diese ganze SM- und Polygamie-Geschichte über den Kopf. Da war ein kleiner Arzt in meinem Kopf, der manchmal versuchte, mit seiner dünnen Stimme so unmoderne Dinge wie zum Beispiel Gewissen oder Ehre anzusprechen. Ich habe diesen Stimmen in mir nie zu viel Bedeutung beigemessen. Der kleine Arzt in meinem Kopf hatte aber vielleicht Recht. Ich fühlte mich auf eine schwammige Art schuldig. Denn ich fragte mich, ob ich langsam verrohe und zu einem Schurken werde, der seine Lust aus dem Quälen von Mädchen bezieht. Der Patient wehrte das ab. Schließlich, sagte ich mir, bin ich kein balkanischer Scherge, der in zerbombten Kellern Frauen vergewaltigt. Aber sicher war ich mir nicht. War das nicht alles eine allegorische Spielart genau solcher Greuelthaten? Bedeutete das alles nicht immerhin, dass ich auf jeden Fall eine größere Tendenz zur Böösartigkeit besaß? Aber Allegorien sind nur weitere Banalitäten, die wir ständig von uns geben, unwillig einzusehen, dass dasselbe Ding für den einen Fluch und für den anderen Segen bedeuten kann.

Aber war dieser ewige Oberton des Gewissens, der in der hohlen Leere meines Wesens kleinlaut mitschwang nicht der endgültige Beweis dafür, dass ich bei allem, was ich tat, doch nur ein Fake war? Robert hörte sicherlich keine solchen Echos in sich.

Ich dachte darüber nach, was mit einem Menschen wohl passierte, wenn er ausschließlich nach seinem reinsten Gewissen leben würde. Wird man es ihm überhaupt erlauben? Würde man diese Person nicht lieber an ein Kreuz nageln? Inmitten von Bayern? Eine Person, die sich weigern würde, Geld anzurühren und Zinsgeschäfte zu tätigen. Eine Person, die sich weigern würde, eine Waffe anzufassen und Autos zu fahren. Würde sie auf der Straße verhungern, weil sie nicht bereit war, ihre Seele zu verkaufen? Ich spreche nicht von einer Person, die mit all diesem Verweigern irgendwelche politischen Zeichen setzen möchte, sondern von einem Menschen, der es einfach nur nicht mit dem eigenen Gewissen

vereinbaren kann, so zu leben, wie wir leben. Wehe dem Menschen, der kein Heuchelei- und Wegschau-Gen in sich trägt.

Paul Lichtmann sagt: Die meisten Menschen sind zufrieden, wenn sie dreimal am Tag Fleisch essen, genug Geld haben, um sich nutzlose Produkte aus Plastik zu kaufen, und wenn sie sich am Lärm eines Verbrennungsmotors berauschen können. Der kleine, beratende Arzt in meinen Kopf mag mal vor 20.000 Jahren eine gute Erfindung gewesen sein, doch das war bevor wir eine Welt aus Versicherungspolicen, Abschreibungsmodellen und Aktien entworfen haben. In dieser Welt, die systematisch zwischen Wölfen, Hyänen und Schakalen aufgeteilt wird, wirkt das gute Gewissen wie ein Jugendstilgebäude inmitten einer Erdö raffinerie.

Es heißt: wir gestalten den Markt. Und der Markt regelt alles.

Aber vielleicht regelt der Markt nichts. Vielleicht regelt nur der Tod alles.

Unter diesem Gesichtspunkt erschien mir mein Handeln durchaus reizvoll. Denn es fühlte sich als etwas vollkommen neues an. Als wäre ich auf eine Party gekommen, auf der nur Leute wie Dionysos, Marquis de Sade und Aleister Crowley rumhängen. Ich entfremdete mich der bekannten Welt und tauchte in ein eigenes Universum ein, das zum Teil meine Regeln befolgte, doch zum großen Teil aus neuen, vollkommen unbekanntem Spielregeln bestand. Ich hatte mein Geld lieber im Gefrierfach, als auf einer Bank.

»Deine Welt ist einfach nicht meine Welt«, sagte ich, während ich meinen Arm um sie legte. Langsam traten wir den Weg zur Hauptstraße an. »Meine Motive waren, dich besser zu verstehen. Aber ich habe nie aufgehört, mich dabei etwas unwohl zu fühlen. Doch wenn ich mit dir zusammen bin, vergesse ich die Welt um uns sofort.«

»Ist das wahr?« fragte sie leise. »Hast du das alles nur mitgemacht, um mich besser zu verstehen?«

Es war die Wahrheit. Ein Teil der Wahrheit. Nicht genau das Kernstück, doch durchaus wahr genug. Ich war ein Reisender. Nicht im wörtlichen Sinne. Es waren Inseln, die ich betrat und Inseln, die ich wieder verlassen musste. Und ganz gleich, wie froh mich die Ureinwohner begrüßten, wie sehr sie Girlanden aus Blumen um meinen Hals legten — ich wusste stets, dass ich niemals einer von ihnen werden konnte. Ich weiß schon am Tag meiner Ankunft, dass ich eines Tages weiter ziehen

muss. Und Evelyn? Sie war keine Reisende, so rastlos sie auch sein mochte. Sie war eine Insel. Und ihre Augen, ihre Gedanken und ihre lockende Stimme glichen den Ureinwohnern.

»Du hast jetzt Lederklamotten für 3800 Mark im Schrank«, bemerkte Evelyn kritisch und fröstelte.

»Da hinten gibt es Taxis«, sage ich und deutete auf die Kreuzung.

In der Kabine des Wagens überwältigte uns eine angenehme, ermüdende Wärme.

Evelyn vergrub wortlos ihr Gesicht in meinen Mantel.

»Lass uns zu mir fahren und Sushi bestellen«, schlug ich aufmunternd vor.
»Ich hätte Lust auf Tamago und Sake Maki!«

Doch ich kannte bereits die Antwort.

Das größte Klischee unserer Zivilisation, immer unerträglicher mit jeder neuen Wiederholung, stand hier unverrückbar im Raum: Frauen sind unbegreifliche Wesen, rätselhaft und undurchsichtig. Es lag natürlich auf der Hand, dass ich als Mann einfach nicht genügend Begriffsvermögen besaß, um die scheinbare Unberechenbarkeit ihrer Entscheidungen und Handlungen zu verstehen, und dass nicht jedes Problem mit einer schnellen Nummer, einer Runde Sushi oder irgendeiner anderen Ablenkung aus der Welt geschafft werden kann. Natürlich besteht auch die Interpretationsmöglichkeit, dass Frauen einfach nur willkürliche Nervenbündel sind, mit Reaktionsmustern, mit den nicht einmal die Quantenmechanik klarkommt. Aber auch in diesem Fall besaß ich eindeutig nicht genug Begriffsvermögen, um das zu erkennen.

Sie küsste mich kurz und beinahe beiläufig, bevor sie aus dem Taxi rutschte. Gedankenlos sah ich in den Rückspiegel des Taxifahrers und meine Augen treffen seine. Es ist derselbe Fahrer, wie am ersten Tag, als ich Evelyn mitnahm.

»Ich weiß, an der Reeperbahn«, sagte er und fuhr grinsend los.

2.07 Riss in der Zeit

Und dann sah ich sie.

Tina wohnte direkt neben mir und war mir doch all die Monate nie begegnet. Nachdem ich den Taxifahrer bezahlt hatte, traf ich sie unten am Hauseingang. Ich ließ ihr den Vortritt und rechnete damit, dass sie früher oder später in einem der Stockwerke abbiegen und zu ihrer Wohnung gehen würde. Doch sie marschierte mit mir bis in die vierte Etage, und ich konnte die ganze Zeit auf ihren aphroditischen Hintern starren, der in einer blauen Sporthose steckte. Sie blieb erst in meinem Stockwerk stehen und vor der Tür nebenan. Während wir beide mit unseren Schlüsseln an den Türen klapperten, trafen sich unsere Blicke und verschmolzen für Augenblicke zu einem seltsamen Riss in der Raumzeit. Wir hatten kein Wort gewechselt oder Grußformeln getauscht. Sie war beim Öffnen der Tür schneller als ich, und bevor ich mich versah, war sie in ihrer Wohnung verschwunden. Ich stand noch immer dort, wie festgefroren, mit der Hand am Türknauf und heilfroh, dass sie meine ausgefallene Kleidung unter dem zugeknöpften Mantel nicht hatte sehen können.

Am nächsten Morgen, während ich mir in der Küche Milch in meinen unverzichtbaren Morgenkaffee rührte, fiel mir mein dahinschwindendes Vermögen ein. Über die unangenehmen Dinge denkt man immer im trostlosen Morgengrauen, nicht in den ausgelassenen Abendstunden.

Die Töchter des Königs von Siam hatten mich gut erleichtert.

Ich öffnete mit der dampfenden Tasse in der Hand das Gefrierfach und nahm die Plastiktüte heraus. Das Päckchen fühlte sich recht schwer an.

Ich stellte die Tasse beiseite und wickelte mit einem nicht gerade intelligenten Gesichtsausdruck die Verpackung auf.

Jemand hatte den Stapel wieder aufgestockt. Ich zählte hastig die Scheine durch und kam auf Dreißigtausend.

Nachdenklich gab ich einen unartikulierten Laut von mir und taumelte ins Wohnzimmer, wo ich mich auf das Sofa fallen ließ.

Verdammt Kapitan Nemo. Ich hatte sie stellenweise vergessen. Doch sie waren da. Sie sind immer da gewesen.

Würden sie mich jemals ansprechen? Würden sie jemals erklären, was das eigentlich war, das meinem Leben komplett auf den Kopf stellte?

Wie viel hatte ich eigentlich noch zu tun, mit dem Kerl, der im Haus der Kraniche vor sich hinvegetierte?

An diesem Morgen waren es einfach einige Fragezeichen zu viel. Heute wollte ich einige Antworten.

Ich zog mir die Kapuze meines Hoodies über den Kopf und ging in ein Internetcafé mit dem Namen »T.C.N.«. Die Abkürzung stand für »Trance-Cyberian Network«, was auf einer protzigen silbernen Tapete zu lesen war, die über der gesamten Länge der Rückwand klebte. Der zuständige Betreuer oder Wirt, oder wie man diese zumeist gelangweilten Leute hinter dem Tresen eines Cybercafés nennen will, wippte abwesend auf einem Barhocker und sah sich in einem kleinen Fernseher *Baywatch* an. Das mit dem Kaffee nahm keiner so richtig ernst. Die Internetcafés waren damals ein sehr neues Phänomen, und viele Leute kamen hierher, nur um kurz ihre Emails zu checken.

Der plastische Klang des Fernsehers mit seinen lästigen, vorlauten Werbeblöcken mischte sich auf eine recht befremdliche Art und Weise mit der etwas kitschigen New-Age-Musik, die aus den Lautsprechern drang und den eigentlichen Hintergrundsound für die Kundschaft bilden sollte.

Zu dieser Stunde war hier nicht viel los. Nur drei Touristen — zwei Männer und eine Frau — saßen einzeln an drei von den insgesamt zehn oder fünfzehn Stationen. Die Frau rauchte und starrte verbissen auf ihren Monitor, als ob dort der Bericht ihres Scheidungsanwalts stünde. Der überfüllte Aschenbecher zu ihrer Linken zeigte, dass sie schon länger hier war. Ich suchte mir ein Terminal aus, das in der Ecke stand und dessen Monitor von niemandem gesehen werden konnte. Ich bestellte mir einen Milchkaffee, was der Wirt mit einem abfälligen Zucken des Mundwinkels quittierte, da es ihn von Pamela Anderson und David Hasselhoff abhielt. Dann rief ich die Webseite von *Yahoo!* auf. Ich gab den Namen »*Paul Lichtmann*« ein und erhielt verschiedene Resultate. Doch die Webseiten hatten alle mit anderen Lichtmanns zu tun.

Bis auf eine Referenz. Möglicherweise. Es gab zwar keinen konkreten Anlass für mich, anzunehmen, dass es sich hier um *meinen* Paul Lichtmann handelte, doch ich hatte da so ein seltsames Gefühl. Die Seite bot die Programmübersicht einer

kleineren Konferenz, die auf dem Campus der Universität in Heidelberg stattgefunden hatte. Neben einem recht kleinen Foto von einem Mann mit Krawatte und penibel nach Hinten gekämmten ergrauten Haaren, stand die Beschreibung: *Dr. Paul Lichtmann referierte zu dem Thema: das Anthropische Prinzip und der Tod.* Mehr gab es da nicht, und so betrachtete ich noch einige Augenblicke den älteren Mann, der auf diesem Schnappschuss vermutlich gerade ins Publikum blickte, seitlich ans Rednerpult gelehnt.

Es mochte aber auch eine komplette Sackgasse sein. Ich gab lieber den Begriff »*Lux Aeterna*« in das Suchfeld ein, doch damit verhielt es sich ähnlich. Es tauchten Texte zur Musik von György Ligeti oder dem Spielfilm »2001« von Stanley Kubrick auf. Erst als ich »*Kerygma*« eintippte, rieselten aus dem Bildschirm zaghaft Antworten, die eindeutig auf die richtige Fährte führten.

Vor mir baute sich eine schlichte TXT-Datei auf, die aus den unkontrollierbaren Tiefen des *Usenets* stammte. Es handelte sich um ein Interview, das ein gewisser Björn Randow mit einem Mann namens Paul Laurentius geführt hatte. Das Interview war nie veröffentlicht worden. Dass sich hinter diesem Namen Paul Lichtmann verbergen konnte, war mir sofort klar.

Der Autor dieses Postings versicherte, der seltsame Text, der ihm hier in die Hände gefallen war, sei nur ein kurzer Abriss und es gäbe auch eine ungekürzte Version, die mindestens fünfzig Seiten lang sei. Leider gab es keinen Verweis auf die lange Version, also begann ich die vorhandene Ausgabe des Texts zu lesen.

Der Inhalt war recht verwirrend. Laurentius erzählte Björn Randow, dass die *Kerygma* eine Geheimloge sei, die sich aus Kapitalisten und »*vormals progressiven, doch heute reaktionären und konservativen Unternehmern und machthungrigen Spekulanten*« zusammensetzte. Sie besitzen traditionell zahlreiche Aktien bei privaten Stromversorgern, ihre Spieler seien in alle erdenklichen internationalen Energie-Konzerne und Kartelle eingeschleust. Das *Kerygma* beteilige sich vorrangig am Bergbaugeschäft und am Bau von Kraftwerken. Sogar bei politisch konkurrierenden energetischen Modellen wie Kohle- und Atomkraftwerken mische das *Kerygma* auf beiden Seiten mit.

Der Sinn und Zweck der Organisation diene ausschließlich einem Ziel: eine andere Gruppe mit dem Namen *Lux Æterna* zu jagen und zu vernichten. Dass sich diese Kampagne nicht gerade in einem rechtstaatlichen Rahmen abspielte, war

offensichtlich. Der Konflikt zwischen Lux Æterna und Kerygma wurde in dem vorliegenden Text nicht tiefer erläutert, bis auf die Bemerkung, dass die Lux Æterna einen Ritus, der als »*Aschewerdung*« bezeichnet wurde, praktizierte, und das Kerygma die Anwendung dieser Zeremonie für verdammenswert hielt und bereit war, einen jeden auszulöschen, der damit in Berührung kam. Wenigstens so hatte ich den besagten Absatz verstanden. Für einen unbescholtenen Außenstehenden musste dieser ganze Text wie eine amüsante, moderne Fabel wirken. Ein Scherz, in den real anmutenden Rahmen eines Interviews gesetzt. Doch nach meinen Erfahrungen mit Rufus Mahr im Haus der Kraniche erschienen mir diese Zeilen keineswegs harmlos.

Plötzlich erinnerte ich mich an die Nachricht. Ich kramte nach meiner Brieftasche und fand den Zettel sofort. Neben dem Monitor befand sich ein silberfarbener Cannon-Scanner. Noch einmal sah ich auf die sinnlose Anhäufung von Buchstaben und legte das schmutzige Stück Papier auf das Scannerglas. Als ich fertig war, schickte ich eine leere Email an mich selbst und hängte den Scan an.

Das Papierröllchen verstaute ich wieder in meiner Brieftasche, wobei ich es mir nicht nehmen konnte, vorher noch einmal daran zu riechen. Doch der Duft aus Mottenkugeln und Mösenjaft war verflogen.

Ich blickte von meinem Bildschirm hoch. Draußen fing es an, leicht zu nieseln und die kleinen Wassertropfen zerschlugen sich an den riesigen und exhibitionistisch anmutenden Schaufenstern des Cybercafés. Der Laden lag an einer Straßenecke, die ich durch mein Schlafzimmerfenster gerade noch am Ende der Straße sehen konnte. Ich dachte plötzlich daran, dass hier um acht Uhr morgens Banker und Versicherungskaufleute anhielten, um sich die Morgenzeitung von den Automaten zu holen. Nachmittags stand an dieser Ecke ein Zeuge Jehovas und hielt einen *Wachturm* hoch. Abends konnte man eine Gruppe Afrikaner sehen, die dort Gras, Koks und Amphetamine vercheckte. Das harmonische Zusammenleben des Gemeinwesens war eine Lüge, denn allein diese drei Bevölkerungsgruppen hassten sich gegenseitig wie die Pest. Es waren alles in Wirklichkeit nur Schichten, die in derselben Stadt übereinander gelegt wurden und kaum Schnittstellen besaßen (außer die Bankiers brauchten etwas Koks von den Afrikanern, was aber nicht zu einer gegenseitigen Wertschätzung beitrug).

Ich kehrte nach Hause zurück und erinnerte mich an die Frau in der Wohnung nebenan. Ich nahm das Kartonrohr einer leeren Klopapierrolle und presste es gegen die Wand meines Schlafzimmers. Ich lauschte durch das Röhrchen, im vollen Bewusstsein, dass ich abgefückter war, als ich es mir bereits eingestand. Doch alles was ich hörte, mutete wie das Rauschen einer Meeresmuschel an. Erst am Nachmittag, als ich meinem recht armseligen Voyeurismus — oder viel mehr Audierismus — ein *da capo* gab, hörte ich befremdliche, gedämpfte Geräusche, die wie Peitschenschläge klangen.

Noch so eine? Es fiel mir schwer das zu fassen. Diese Stadt... Doch bald sollte ich meinen Irrtum erkennen.

Verwundert ging ich abends in die Stadt, um in einer Pizzeria Pasta zu essen. Auf dem Rückweg zu meiner Wohnung passierten mich die Ereignisse wie ein landendes Flugzeug.

Vielleicht zweihundert Meter von der Haustür entfernt sah ich die beiden Männer. Sie trugen kurze Motorradjacken und unterhielten sich. Einer von ihnen rauchte eine Zigarette. Sie verfolgten mich nicht etwa — im Gegenteil, ich kam auf sie zu. Als ich an ihnen vorbeikam, rührte sich da etwas in meinem Gehirn. Ein Gedanke, der erst mal diffus und unklar war — aber intensiv. Da war irgendein Detail. Etwas, das nicht stimmte. Oder im Gegenteil, etwas das zu sehr stimmte. Es dauerte jedoch noch weitere zwanzig Sekunden bevor ich es begriff. Einer der beiden Männer trug feinrasierte Bartkotletten. Keine buschigen Teppiche, sondern säuberliche, dünne Striche, die wie dunkle Rinnsale entlang seines Kiefers verliefen. Doch das verstörende war seine Hand, die ich im Vorbeigehen im Augenwinkel sah. Der kleine Finger war vermutlich amputiert und durch eine metallische kleine Prothese ersetzt. Ich hatte diese Hand bereits gesehen, jedoch nie bewusst daran gedacht. Tief in meinem Gedächtnis war ein Bild gespeichert und wartete auf die Erweckung durch ein neues Bild desselben Inhalts. Das Haus der Kraniche. Ich erinnerte mich plötzlich an einen der Söldner, der unten in der Halle des Hauptquartiers, unweit von Hausmeister Mahr stand, mit einer Maschinenpistole in den Händen. Sein Gesicht war mir nicht bekannt — vielleicht hatte er damals zu sehr im Schatten gestanden. Aber ich erinnerte mich, dass seine linke Hand eine Prothese trug.

Ich wollte gar nicht sehen, ob sie mir folgten. Es bestand eine gewisse Chance, dass diese Männer nicht wussten, wo ich lebte, und jene Straßenecke, an der sie mich abfingen, der äußerste Punkt war, bis zu dem sie mich in den vergangenen Tagen bespitzelt hatten. Nun erwarteten sie wohl, dass ich sie zu meiner Wohnung führte, damit sie mich dort erledigen konnten. Ich hatte nicht vor, dem zu entsprechen.

Mit den Händen in den Taschen überquerte ich die Straße und schlug sofort eine andere Richtung ein. Ich wollte sie lieber auf die Reeperbahn locken, denn dort befanden sich unzählige Zeugen für alles, was geschehen mochte.

Als ich mich mit einem möglichst unauffälligen Kopfschwung umsah, stellte ich jedoch fest, dass mir niemand folgte. Ich stand allein in einer dunklen Seitenstraße, an deren Ende die grellen Lichter von St. Pauli pulsierten.

Doch dann quietschten plötzlich Reifen und ein Paar runder Scheinwerfer raste um die Ecke. Zu jenem Zeitpunkt, als die Gesamtheit meines Körpers begriff, dass es nun an der Zeit war, zu rennen, bremste der Wagen nur drei Meter vor mir. Die Türen waren aufgerissen und der Mann mit dem peniblen Bart sprang heraus. Der Fahrer folgte ihm. Ich streckte dem ersten Angreifer meine Hände entgegen, was eine außerordentlich schwache Abwehr darstellte. Dies wurde sofort mit einem trockenen, kurzen und über alle Maße eingeübt wirkenden Schlag auf meinen Brustkorb belohnt. Die Luft schoss aus meinen Lungen. Ich schlug im nächsten Moment auf dem Steinpflaster auf und versuchte panisch einzuatmen. Es gelang mir nicht. Mein Hals und meine Brust bebten bei dem Versuch, die Blockade in meinen Lungen zu lösen und einen Schluck Sauerstoff zu fassen. Während es mir endlich gelang einen tiefen Atemzug zu holen, blitzte in der Hand des anderen Fahrers etwas auf.

Inzwischen packte mich der Söldner am Ellbogen und zerrte mich recht erfolgreich hoch. Sie wollten mich in das Auto verfrachten.

Plötzlich glitt hinter den Rücken der Männer ein Schatten über die Motorhaube des Autos. Dann trat jemand gegen den Unterschenkel des Fahrers. Sein Knie krachte auf das Steinpflaster. Die fremde Gestalt schlug ihm mit dem Ellbogen ins Gesicht, gerade schnell genug, um dann den Faustschlag des zweiten Mannes abzufangen. Der Fahrer blieb bewusstlos liegen und ich sah das seltsame

Objekt über den Asphalt rotieren. Es war kein Messer, sondern ein Gegenstand, der wie eine Kreuzung aus einer Pistole und einer Injektionsspritze aussah.

Der neue Spieler warf sich zurück und umkreiste nun den großen Schläger mit den Bartkotletten. Sie stießen zweimal wie Hirsche gegeneinander und wichen wieder zurück. Offensichtlich war der um einen Kopf größere Schläger mit dem Silberfinger stärker. In diesem Augenblick erkannte ich nicht nur, dass mein Retter eine Frau war — sondern auch, dass mein Retter die Frau aus der Nachbarwohnung war.

Der Killer trat nach ihr, verfehlte sie aber. Diesen Missgriff bezahlte er sofort mit einem Gegenangriff auf sein Standbein und einem spektakulären Sturz auf die Straße. Wie ein Panther sprang die Frau hoch und landete mit dem Knie voraus auf der Brust des liegenden Mannes. Ich konnte nicht sehr gut sehen, was als nächstes geschah. Ich hörte Schläge und ein lautes Keuchen. Dann stand sie auf, trat einige Schritte zur Seite, hob etwas vom Boden auf und ging dann zielstrebig auf mich zu.

Es war vorbei. Der Motor des Wagens brummte vor sich hin und irgendein Anwohner schrie aus dem Fenster nach der Polizei. Ich stemmte mich gegen meine Ellbogen und hielt meine Hand vors Gesicht. Die Scheinwerfer blendeten. Ihre Hand streckte sich mir entgegen und zog mich hoch.

»Kein Grund sich in mich zu verlieben«, sagte sie mit lächelnden Augen und ernstem Mund.

Ich wollte so schnell wie möglich weg hier. Wir schlichen uns eilig in unser Haus. Vielmehr zog sie mich am Arm hinter sich her. Dann standen wir vor unseren beiden Wohnungstüren und ich suchte ratlos nach meinen Schlüsseln.

»Komm mit« sagte sie leise, jedoch bestimmt. Erst jetzt konnte ich sie richtig ansehen. Sie trug typische Sportkleidung. Vermutlich war sie joggen. Nachdem, was ich gesehen hatte, musste sie sich bei nächtlichen Ausflügen durch St. Pauli keine Sorgen machen.

Ich folgte ihr in ihre Wohnung, willig wie ein Schaf. Schon im Eingang duftete es nach Frauenparfum und Waschpulver. Sie zog ihre Straßenschuhe aus, und so tat ich es ihr nach.

Das Wohnzimmer überraschte mich, denn es hatte nichts Wohnzimmerartiges. Ich war von dem Überfall recht verstört, doch was ich hier sah, sorgte durchaus für Ablenkung. Als größter Raum in der Wohnung, war es zu einem kleinen *Dojo*

umfunktioniert worden. Ein Sandsack hing von der Decke, entlang der Wand war ein Folienspiegel verklebt und statt eines Teppichs gab es auf dem Boden ein hellblaues Puzzle aus weichen Bodenmatten.

»Du trainierst viel, oder?« fragte ich abwesend und dachte an die dumpfen Schlaggeräusche, die ich durch die Wand gehört hatte. »Ich hatte gedacht...«

»Was?« Meine Retterin lehnte sich leicht gegen den Sandsack und blickte mich an.

»Nichts«, antwortete ich und sah verlegen auf meine Füße. »Ich habe mich noch gar nicht bei dir bedankt.«

»Ich war in der Nähe«, erwiderte sie bescheiden.

Meine Augen glitten langsam über kleine silberne Pokale und Medaillen. Fotos, die Tina in kleinen und großen Gruppen anderer Sportler und Kämpfer präsentierte — zumeist in asiatischen Kimonos, statisch wie eine Schulklasse vor der Kamera stehend. Doch auf manchen Bildern war sie inmitten von Wettkämpfen zu sehen, mit ähnlich uniformierten Gegnern und konzentriert wirkenden Schiedsrichtern. Ein Foto zeigte nur Tina alleine. In der Luft levitierend wie ein Satellit, erstarrt im Sprung — das Bein einem imaginären Ziel entgegengestreckt. Diese Frau warf sicher nicht Porzellan durch die Wohnung, wenn sie mal sauer war.

»Und was ist es, das du machst?« fragte ich, während ich die Bilderwand entlangging.

»Win Tsun, Escrima und Taekwon-Do«, rief sie aus der Küche. Ich sah sie dort zwei massive Gläser aus dem Regal nehmen. »Eigentlich trinke ich keinen Alkohol, also machen wir das hier nur symbolisch.«

Sie goss einen Schuss Wodka in die Gläser und füllte mit Orangensaft nach.

In einer Ecke des Raums entdeckte ich das Schwert. Es lag in einer schwarzen Halterung aus lackiertem Holz auf einem kleinen Tisch, zusammen mit dem kürzeren Bruder, der ebenfalls in einer karminroten, verzierten Scheide steckte.

Sie war inzwischen wieder ins Wohnzimmer gekommen und beobachtete mich.

»Am längsten mache ich aber Kendo«, sagte sie. Ich entdeckte neben dem Schwert einen Korb auf dem Boden, in dem sich fünf oder sechs Holzscherer

befanden. »Ich habe mit vier Jahren angefangen. Ich war schon als Kind nicht schwächlich genug fürs Ballett.«

Das hier war sicherlich einer dieser Augenblicke, an dem die Regeln des Dramas von mir verlangten, dass ich mich lächerlich machte, das Schwert in die Hand nahm, es aus seiner roten Scheide zog, um damit albern herumzufuchteln — bis sie es mir wieder abnahm und mich auf meinen Platz wies. Doch nach dieser Regel wollte ich nicht spielen. Meine Hände zitterten noch, so dass ich mir vermutlich nur die Halsschlagadern durchgeschnitten hätte. Ich konnte mir auch denken, wie besessen die Besitzerin eines derartigen Schwerts ist. Ich wollte das Ding unter keinen Umständen anfassen!

Auf einem kleinen Arbeitstisch sah ich geschmackvolles Papier und einige kleine Behälter mit Tinte oder Tusche, sowie Pinsel. Das Papier verriet höchste Schönschreibkunst und einige Blätter waren sogar mit japanischen oder chinesischen Texten beschrieben. Tina war erstaunlich.

Wir gingen in die Küche, die vollkommen funktional und schmucklos war, als lebte hier gar niemand. Wie diese Ausstellungsräume bei IKEA. Wären da nicht ein paar Teelöffel im Spülbecken und unzählige Krümel rund um den Toaster gelegen, hätte man meinen können, sie sei vollkommen unbenutzt. Tina musste eine sehr penible und reinliche Frau sein. Nicht gerade kompatibel für mich. Ich dachte kurz an Evelyns ausgeprägten Sinn für eine gewisse punkige Unordnung.

Wir setzten uns hin. Ich blickte durch die Küchentür und sah mich selbst im Spiegelbild der Wohnzimmerwand. Der Schock der vergangenen Minuten legte sich langsam. Ich spürte noch den Schmerz in meiner Brust, doch es war nur ein oberflächliches Pochen, nichts das von innen stach. Es mochte in einigen Stunden vergehen.

Wir stießen an.

»Auf deine Fähigkeiten«, sagte ich langsam. »Ich habe dir viel zu verdanken.«

Ich versuchte vor ihr zu verstecken, dass meine Hände noch immer zitterten, und nahm rasch einen Schluck. Es war der dünnste *Screwdriver*, den ich je gekostet hatte. Doch ich schätzte, man wurde nicht so schnell wie sie, indem man sich mit Alkohol zuschüttete oder kiffte.

Ich beobachtete sie neugierig. Sie hatte kräftige Brüste und starke Schultern. Ihr langes Haar war schwarz und streng zusammengebunden. Doch nicht am

Nacken, wie die meisten Pferdeschwänze, sondern am Hinterkopf. Sie erschien mir wie eine hunnische Prinzessin. Wie *Black Canary*. Wie ein verdammt feuchter Traum. Ihre Gesichtszüge waren weich und feminin — nur ihre Augen strahlten eine seltsame Härte aus. Das genaue Gegenteil von Evelyn.

»Ich kenne nicht einmal deinen Namen«, fiel mir ein.

»Tina«, sagte sie, lächelte und reichte mir die Hand.

»Ich bin Marek. Eigentlich Jan-Marek.«

Ich gab mich nonchalant. Doch sie konnte sehen, dass ich immer noch durcheinander war. Sie sah durch mich hindurch.

»Ein Riss in der Zeit...«

»Wie?«

»Mir kam es vor wie ein Riss in der Zeit«, erklärte sie. »Als ich in die erste Schlägerei hineingeriet, ging es mir genauso. Ich hatte einen gebrochenen Finger, drei angeknackste Rippen und zwei Zähne verloren. Ich zitterte wie ein gehetztes Tier. Und dabei hatte ich mich zu diesem Zeitpunkt schon viele Jahre auf diesen Augenblick vorbereitet.«

»Es ist seltsam«, sagte ich. »Ein Teil von mir ist ok. Ganz normal. Hey, es ist passiert. Jetzt habe ich es hinter mir. Aber ein anderer Teil von mir ist noch immer da, in diesem Scheinwerferlicht, und kommt nicht weg.«

Ich blickte verlegen auf meine Hände.

»Wer waren die Typen?«

»Ich weiß es nicht. Die wollten mich ausnehmen«, log ich. »Hast du den einen...?«

Sie lächelte. »Nein. Aber seine Nase braucht einige Korrekturen.«

»Er musste doch viel stärker sein als du.«

»Er war garantiert viel stärker. Ich werde ihn anrufen, wenn ich mal wieder umziehe«, sagte sie und lachte.

»Du warst schneller...«

»Ich war schneller, aber schneller gegen stärker ist keine Garantie für den Sieg.«

»Was dann?«

»Musashi Miyamoto sagt: *Eile ist auch Leichtsinn. Lasse zu, dass der Gegner überstürzt ist. Doch nur um es selbst nicht zu sein. Und davor sagt er, dass es der*

bessere Rhythmus ist, der den Sieg bringt, nicht die übertriebene Stärke und die übertriebene Geschwindigkeit.«

Es war eine unwirkliche Situation. Sie sprach über einen japanischen Schwertmeister, statt nun endlich mit mir die Polizei anzurufen. Ich war froh, dass mir die Ausreden erspart blieben. Ich lebte nicht in dieser Welt. Ich war woanders. Fern des Gemeinwesens. Fern der Regeln. Fern der Sicherheit und der Geborgenheit. Fern der Ansprüche. Fern der Schuldzuweisungen. Es gab nur noch Rätsel.

Warum aber kam sie nicht auf die Polizei? Ich wusste, dass kampfsportherfahrene Menschen oft einen schweren Stand vor Gerichten haben, sogar wenn sie im Recht zu sind. Auf dem Kiez rief man wohl nicht zu jeder blutigen Nase die Polizei.

Sie stellte plötzlich das Glas hin. Für einen mikroskopisch kleinen, von meinem abgrundschlechten Charakter beseelten Augenblick, dachte ich, dass nun etwas Aufregendes passieren würde.

»Ich muss dich jetzt rausschmeißen, Marek«, sagte Tina und lächelte noch eine Spur freundlicher. »Ich bin müde und möchte endlich pennen gehen.«

Sie war sehr höflich und hilfsbereit, wie die Verkäuferin in einem Dessousladen. Aber als Kunde landet man noch lange nicht mit der Verkäuferin im Bett, nur weil man ständig von ihr angelächelt wird. Eigentlich ein wenig ungerecht.

»Wenn Ärger im Anmarsch ist, klopfe an die Wand«, gab sie mir auf den Weg, und ich wusste nicht, ob das ironisch gemeint war.

Bevor ich mich richtig versah, stand ich draußen im Treppenhaus. Was hatte ich erwartet? Dass sie sich mit mir die ganze Nacht besäuft und sich dann von mir lecken lässt? *Guess again!*

Ich ließ mich rückwärts auf mein Bett fallen und starrte auf die Decke. Ich sollte nun meine Sachen packen und fliehen. Jetzt, in eben diesem Augenblick. Mit nur einer leichten Tasche und dem restlichen Geld. Die Wohnung war vermutlich nicht mehr sicher. Jemand kannte mehr von meinem Geheimnis als ich selbst. Ich dachte an Evelyn und Tina — meine einzigen richtigen Freunde hier in Hamburg. Ich hatte kein Recht, sie noch tiefer in meine Probleme hineinzuziehen.

Die beiden Schläger konnten jeden Augenblick die Tür aufstoßen und das zu Ende bringen, was Tina unterbrochen hatte. Vielleicht hatte sie einen tiefen Schlaf und würde ein zweites Mal nicht zur Stelle sein. Vielleicht kamen sie diesmal mit Uzis und schossen auf alles, das sich bewegte.

Ich stand auf und schleppte mich zur Wohnungstür. Mein Gehirn war hellwach und vollkommen aufgedreht, doch mein Körper war erschöpft und versuchte mir trotzig den Dienst zu versagen. Ich schob das Sofa fünf Meter durch den Raum und parkte es direkt vor der Tür. Dann legte ich einen Teller auf den Sofarand, der sofort umfiel und zu Boden stürzte, falls jemand das Sofa bewegte.

Ich holte die Bücher, die ich am Münchner Bahnhof aus dem Schließfach genommen hatte. Sie waren in der Küche unter der Spüle versteckt. Ich nahm die schwere Pistole heraus und wog sie in meiner Hand.

Mein Ego war nach der martialischen Begegnung mit Tina recht angeknackst, was nicht immer das schlechteste ist. Doch ich wusste, dass diese befremdlichen Verschwörer aus München mir im Nacken saßen, und ich konnte wenigstens versuchen, die Chancen etwas auszugleichen.

Das kleine Problem, dass ich bisher nur einmal, in dem abgestellten Zug in Pasing, eine Pistole in der Hand gehalten hatte, und damals keine besonders rumreiche Figur abgab, war ein hässlicher, kleiner Makel in meinem Konzept. Doch daran konnte ich wenig ändern. Ich nahm die Waffe aus dem Buch heraus, lernte es, sie zu entsichern, die Magazine zu wechseln und die berühmte einsame Patrone aus der Kammer zu entnehmen. Viel mehr konnte ich nicht tun, da Schießübungen in meiner Wohnung vermutlich das halbe BKA auf den Plan gerufen hätten.

Ich saß auf dem Bett, musterte die Waffe und überlegte die nächsten Schritte. Meine Augen brannten vor Müdigkeit. Ich wusste, dass die Zeit der Muße irgendwie vorbei war. Ärger bahnte sich an. Dinge verdichteten sich. Ich beschloss Evelyn in mein kleines Geheimnis einzuweihen. Sie würde mich auslachen, doch ich begann mir Sorgen zu machen, dass sie durch meine undurchsichtige Situation in Gefahr geraten könnte. Dr. Mårtenssons Wohnung war nicht mehr so anonym und sicher, wie ich gedacht hatte.

Ich schob die Pistole unter die Bettmatratze und ließ mich auf das Bett fallen. Dann sterbe ich eben, dachte ich trotzig. Hauptsache, ich kann jetzt etwas schlafen.

In wenigen Stunden würde es dämmern. Ich hatte wirklich genug für heute.

Draußen begann langsam der Regen gegen das Blech der Dachrinnen zu trommeln und all die Zigarettenstummel und all das Erbrochene wegzuspülen, all die verbrannten Streichhölzer und bunte Lose mit dem Aufdruck »Niete«, gebrauchte Kondome und menschliches Blut, nach Fisch riechende Seiten einer Zeitung und Hundekot. Für heute war es wieder vorüber. Nur unten auf dem Altonaer Fischmarkt stellte sich gerade der Alltag ein.

Es war immer dasselbe mit mir. Wie damals in München, als ich im Zug saß. Ein Teil von mir zitterte im Schock, ein anderer freute sich über eine seltsame Lebensnähe. Es war, wie Evelyn es schilderte, als sie von SM sprach: Plötzlich ist man voll wach. Der Tag war vorüber, und mein Kopf schien nur noch sinnlose Ladungen Adrenalin auszustoßen, die sich nun mit der körperlichen Müdigkeit einen Gefecht lieferten. Doch die Müdigkeit gewinnt am Ende immer. Sex wäre jetzt die Krönung. Erschöpfter, träger Sex.

Pech gehabt.

2.08 Tunnelplay

Als das Telefon klingelte, hatte ich gerade meinen Hyper-Albtraum. Auf einem kleinen Friedhof schlug mich der Mann mit dem bordeauxroten Zylinder mit seinem Spazierstock ins Gesicht und ich stürzte rückwärts in eine breite Grube. Sie war voller Leichen, die mit einer Kalk dünnen Schicht aus Kalk überschüttet waren.

Mein Telefon klingelte fast nie. Außer Evelyn, hatte ich niemandem diese Nummer gegeben, und so erwartete ich genau sie. Mit Schweißperlen auf der Stirn hauchte ich in die Sprechmuschel.

Doch es war Robert.

»Wir haben uns auf der Party kennen gelernt«, eröffnete er mir, als hätte er die Hoffnung, ich würde mich nicht an ihn erinnern. »Ich weiß nicht, ob dir Evelyn erzählt hat, was mal zwischen uns vorgefallen ist. Es ist nur...« Seine Worte taumelten, meinen Gedanken nicht unähnlich.

»Hmmm«, murmelte ich trocken und rieb mir mein verschlafenes Gesicht, während ich überlegte, ob ich nur noch von lauter Irren umgeben war.

»Alles was ich will, ist einfach zu erklären, dass es mir leid tut und... Äh, zu erklären, wie es dazu überhaupt kommen konnte...«

Er klang wie ein Kind, dessen Eltern ihn zwischen die Schulterblätter schubsen und ihm von hinter die Entschuldigungsfloskeln vorsagen.

»Ok«, willigte ich wortkarg und hustete kurz. »Aber solltest du das nicht eher ihr sagen...?«

»Sie ist süchtig nach dem ultimativen Kick. Sie ist wie einer dieser Freaks, die mit Fallschirmen von Wolkenkratzern springen. Totaler Adrenalinjunkie. Wir hatten viele Abende darüber geredet, wie wir einen höheren Grad an Spontaneität erreichen könnten...« Es sprudelte aus ihm heraus, als ob er Evelyn bei einem Lehrer verpetzen wollte. Ich wusste, dass es für mich nichts auf der Welt gab, das dazu beitragen konnte, ihn zu mögen. »Sie war auf der Suche nach der heftigen Erfahrung. Es war meine Aufgabe mit neuen Szenarios zu kommen. Die Voraussetzung war, dass sie nicht wissen durfte, was sie erwartete. Wir wollten weg von den Rollenspielen, bei denen vorher ausgemacht wird, worum es gehen

soll. Das ultimative Tunnelplay. Es tut mir leid, dass sie damals mein geheimes Szenario nicht so gut verdaut hat...«

Er schwieg eine Weile und ich lauschte dem chaotischen Rauschen in der Leitung.

»Ich will mich mit ihr versöhnen«, brabbelte er reumütig. »Sie sagte, wenn du dabei bist, trifft sie sich mit mir auch...«

Ich hatte es verstanden. Evelyn benutzte mich, um Robert ein wenig zu demütigen. Er sollte bei mir anrufen und um einen Termin betteln.

»Ich werde es mir überlegen«, erwiderte ich und legte auf. *Arschloch.*

Ich ließ Wasser in die Wanne einlaufen und trat lauschend an die Wand heran. Aus Tinas Wohnung drangen dumpfe Schläge gegen den Sandsack an mein Ohr. Stampfen. Kurze Schreie. Wenigstens eine, die hier bereit war.

Als ich eine halbe Stunde später das Wasser aus der Wanne ablaufen ließ, dachte ich daran, dass mir mein Leben genauso vorkam, wie die Flüssigkeit im Abfluss. Das Wasser in einer Badewanne spürt von der ersten Sekunde an, dass jemand den Stöpsel rausgezogen hat und dass es irgendwo am unteren Ende immer weniger wird. Es fühlt sich am Anfang nur nicht besonders schlimm an. Ich musste an eine Zeichnung von Zdenek Burian denken, in einem Buch über Dinosaurier, das ich als Kind gerne las. In den Siebzigern gab es noch die vorherrschende Meinung, dass die ganz großen Saurier einen so langsamen Metabolismus besaßen, dass ein Fleischfresser ihnen zehn Minuten lang heimlich den Schwanz abfressen konnte, bis sie überhaupt den ersten Schmerz spürten. Auf der stimmungsvollen Zeichnung konnte man einen Velociraptor sehen, der gemütlich den behäbigen Brachiosaurus von hinten auffraß, während der dicke Vegetarier mit dem Giraffenhals anteilnahmslos an den Blättern einer Zypresse zupfte. Wir gehen durchs Leben wie korpulente Dinosaurier und die Zeit ist der Fleischfresser in unserem Nacken. Das ist keine Neuigkeit. Dennoch hatte ich nie den Eindruck, dass unsere Erkenntnisfähigkeit daraus irgendeine Konsequenz zog.

Ich zog mir meinen warmen Bademantel an und machte mir einen Kaffee. Mit der dampfenden Tasse in der Hand setzte ich mich ans Fensterbrett. Die Luft war kühl und feucht. Sie kündigte Regen an.

»Wo seid ihr, ihr Mistkerle?« brummte ich und musterte die Straße. Ich wollte ein auffälliges Auto, eine Gruppe aus Leuten identifizieren, die meine Wohnung

beobachteten. Einen einzelnen Mann im Trenchcoat, der eine Zigarette rauchte und sich lässig gegen eine Laterne lehnte. Doch da unten waren nur Leute, die emsig ihrer täglichen Beschäftigung nachgingen.

Nach einer Weile erkannte ich Evelyn. Sie überquerte die Kreuzung und kam auf mein Haus zu.

Sie trug an diesem Tag einen adretten, schwarzen Pyjama. Die Voilebluse war fernöstlich inspiriert und hatte einen hohen dunkelroten Stehkragen. Die schwarze Seidenhose war kurz geschnitten und endete oberhalb ihrer Knöchel auf. Die nackten Füße steckten in schwarzen Espadrilles. Sie wirkte wie eine *Khmer Rouge* auf dem Laufsteg. Evelyns Kleidung war stets eine Augenweide und ein Schlag auf die Nase in einem. Wie ausgefallen ihre modischen Ideen sein mochten, stets hatte man den Eindruck, sie passten perfekt zu ihrer Gestalt und ihrem Charakter und überhaupt nicht zu ihrer Umgebung oder gar zur Jahreszeit. Es mussten schon anderthalb Meter Schnee fallen, bis sie einen Minirock anzog.

Gähmend betrat ich den Flur und sah das Sofa. Ich hatte es in der Nacht tatsächlich geschafft, es durch den schmalen Durchgang aus dem Wohnzimmer vor die Eingangstür zu schieben.

Ich legte den Teller beiseite und schon das Sofa zumindest einen Meter zurück, damit sich die Tür öffnen ließ. Dann wartete ich, bis sie klingelte.

»Etwas kalt für solche Schuhe«, begrüßte ich sie.

»Besser als mit einem Draht ins Auge«, erwiderte Evelyn.

Sie kletterte über das Sofa, um ins Wohnzimmer zu kommen, während ich faul den Umweg über die Küche nahm.

»Muss ich das verstehen?« rief sie mir zu.

»Nicht wirklich«, brummte ich.

Als ich im Wohnzimmer ankam, stand Evelyn schon vor dem CD-Player und kramte aus meinem Stapel, der eigentlich ihr Stapel war, eine CD hervor. Nur Sekunden später wurde die Wohnung von Beats und Dezibel von *The Prodigy* erschüttert.

Ich ließ den Bademantel fallen, stieg taumelnd in meine Jeans und zog mir ein T-Shirt über, auf dem Miki Nakatani verträumt zur Seite blickte.

Dann machte ich mir die Lautstärke zunutze und stemmte diskret vor mich ächzend das Sofa ins Wohnzimmer zurück.

Anschließend ließ ich mich darauf fallen, wischte mir den Schweiß aus der Stirn und beobachtete Evelyn.

Verdammt, dachte ich. Heute ist der Tag, an dem ich abhauen muss. Wie sage ich es ihr nur?

Sie drehte sich paar Mal um ihre Achse und sprang in die Luft, während sie dabei wie eine Ballerina ihre Füße kreuzte. Als sich unsere Blicke kreuzten, lächelte sie mich an.

Nachdem sie die Hälfte ihres Programms absolviert hatte, merkte ich, dass das klangfremde Schellen im Raum nicht zu den Sounds von The Prodigy gehörte, sondern die Türklingel war.

Fragment: Gesprächstranskript 72.

Kasuistik Nr. 245/B (2011.05.16, Auszug)

Dr. Romell: Guten Morgen, Jan-Marek. Haben Sie gut geschlafen?

Jan-Marek Kámen: Ich weiß es nicht, Herr Doktor. Ich bin meistens zu stoned, um es beurteilen zu können.

DrR: Glauben Sie mir, die Medikamente sind gut für Sie.

JMK: Halleluja. Gute Medikamente. Gut schlafen. Ende gut, alles gut.

DrR: Nun, ich finde, Sie machen Fortschritte. erinnern Sie sich noch, wie Sie sich mit den Pflegern geprügelt haben?

JMK: Sie meinen die Wärter.

DrR: Die Pfleger.

JMK: Die Wärter.

DrR: Das hier ist kein Gefängnis, Jan-Marek.

JMK: Sie wollen mir nur einreden, es ist ein Irrenhaus, so wie Sie mir einreden wollen, ich sei verrückt. Aber sehen Sie sich an, was Sie hier den ganzen Tag tun. Wenn ich verrückt bin, sind Sie es schon lange.

DrR: Das mag sein, Jan-Marek. Aber ich bekomme dafür ein Gehalt. Schauen Sie sich an, wohin es Sie gebracht hat.

(Dr. Romell blättert in Unterlagen)

DrR: Ich habe Ihre gestrigen Aufzeichnungen gelesen. Sehr aufschlussreich. Möchten Sie darüber reden?

JMK: Ich nehme an, Sie wollen darüber reden.

DrR: Ich würde gerne darüber reden. Ist das für Sie in Ordnung?

(Patient nickt)

DrR: Erklären Sie mir bitte, wie sich diese drei Gruppen, die sich da in Ihrem Wohnzimmer einfanden, zu einander stellen. Lux Aeterna, Kerygma und Oktagon.

JMK: Das ist sehr... Sehr lehrerhaft, es mich aufsagen zu lassen.

DrR: Weshalb ist es lehrerhaft?

JMK: Weil Sie all diese Antworten schon kennen. Es sind also lehrerhafte Fragen.

DrR: Sie meinen rhetorische Fragen?

JMK: Das sage ich doch. Wenn Sie mich nicht ständig mit Drogen vollpumpen würden, würde ich sicherlich weniger nuscheln.

DrR: Gehen wir alles der Reihe nach durch. Wer ist Lux Aeterna?

JMK: Sie denken vermutlich, dass das Teufelsanbeter sind.

DrR: Aber was denken Sie?

JMK: Glauben Sie mir, die beten zu niemandem.

DrR: Aber der Teufel ist im Spiel.

JMK: Den trifft man nicht sehr oft. Aber ja, er sitzt stets am Spieltisch. Die Lux Aeterna ist sein Arm auf dieser Welt. Sein Muskel. Besser gesagt seine Hand. Er hat immer seine Hand im Spiel.

DrR: Sie beschreiben das als... die »Schatten«.

JMK: Hören Sie doch zu. Ich beschreibe gar nichts. Ich sage nur was war. Die »Infern« sind real. Aber man kriegt heute nicht mehr sehr viele Dämonen zu sehen.

DrR: Also sind die Mitglieder der Lux Aeterna Dämonen?

JMK: Nein. Sie sind deren Arm. Ein Arm vertritt den Gedanken. Klar? Mann. Sie könnten mich einfach ausnüchtern lassen. Ist doch Blödsinn sowas...

DrR: Lux Aeterna besteht also aus Menschen.

(Stille)

JMK: Ja, kann man wohl so sagen.

DrR: Warum haben Sie gezögert?

JMK: Ich denke, wenn Menschen eine Weile etwas tun, was andere Menschen nicht tun, hören sie auf richtige Menschen zu sein.

DrR: Was sind sie dann?

(Stille)

JMK: Untote. (senkt die Stimme) Ich habe die Antwort darauf, wer Untote wirklich sind. Sehen Sie sich Horrorfilme, Vampir-Romane, Werwölfe an... Es ist so klar, Mann. Diese Sachen, diese... moderne Mythologie gab es vor dem Ende des 19. Jahrhunderts kaum. Und wer taucht zur selben Zeit auf?

DrR: Lux Aeterna?

JMK: Genau!

DrR: Aber sie sind doch keine Vampire.

JMK: Sie meinen, ob sie das Blut halbnackter Jungfrauen trinken? Mann. Die interessieren sich nicht für Nackte oder Jungfrauen. Aber das ist das Problem. (spricht wieder leise) Wenn die sich für das Blut nackter Jungfrauen interessieren würden, wären sie keine Vampire. Verstehen Sie das?

DrR: Erklären Sie es mir.

JMK (lacht konspirativ): Es ist doch ganz klar. Menschen sind Menschen, weil Menschen sterben. Menschen haben Angst. Angst ist das erste Gefühl. Alles andere kommt später. Wenn Sie aber keine Angst haben und nicht sterben

können, sind Sie kein Mensch mehr. Und dann interessieren Sie sich auch nicht mehr für nackte Jungfrauen. Capisce?

DrR: Woran haben Sie das gemerkt?

JMK: Die haben nie etwas miteinander oder untereinander. Verstehen Sie? Diese Jungs und Mädels verbringen so viel Zeit in denselben Räumen, auf Reisen, in Hotelzimmern... Techtelmechtel? Niemals. Ich meine, wo gibt es das denn? Die sind immer gut angezogen, haben aber keinen Spaß dabei, Kleidung auszusuchen. Sie sind freundlich und lächeln viel, sind charmant. Aber die meiste Zeit fühlt sich das wie...

(Schweigen)

JMK:...wie eine Maske, die sie tragen. Wie eine Theateraufführung.

DrR: Und wieso müssen sie nicht sterben?

JMK: Weil die Dämonen ihnen einen Weg gezeigt haben, den Tod zu überwinden.

DrR: In dem sie aus dem Jenseits kommen und Körper von anderen Menschen stehlen.

JMK: Aschewerdung... Nicht die feine englische Art. (zögert) Aber irgendwie auch schön...

DrR: Weshalb ist es schön?

JMK: Sie stehlen nur von jenen, die ohnehin sterben würden.

DrR: Und das ist Ihrer Freundin passiert?

JMK: Ja... Zuerst war sie Evelyn, dann war sie Talitha. Nur der Körper blieb derselbe. Wie ein Auto.

DrR: Was bedeutet das »wie ein Auto«?

JMK: Wie wenn Sie morgens in die Garage gehen und da ist ihr Auto, so wie Sie es kennen, aber in Wirklichkeit hat jemand Ihren Motor ausgetauscht und einen V8-Motor aus einem Rennwagen eingebaut.

DrR: Und was ist das Kerygma?

JMK: Das Gegenprogramm. Es ist wie Lux Aeterna, nur umgekehrt.

DrR: Umgekehrt?

JMK: Engel.

DrR: Das Kerygma sind Engel?

JMK: Nein, ich sagte doch, dasselbe, nur umgekehrt. Die sind auch Arme, Hände, Muskeln.

DrR: Und was will das Oktagon von Ihnen?

JMK: Ich vermute, das Oktagon will die Engel und Dämonen los werden. Wenn keiner mehr an sie glaubt, sind sie weg. Leute wie ich, Leute welche die Wahrheit bezeugen können, sind da im Weg. Darum wollten die mich schnappen und beseitigen.

DrR: Und wer ist Oberst Stahl?

JMK: Ein Armeebonze, der für das Oktagon arbeitet. Vermutlich kennen Sie ihn besser.

DrR: Warum glauben Sie das?

JMK: Weil Sie auch ein Handlanger des Oktagon sind.

DrR: Warum sagen Sie das?

JMK: Weil ihr hinter mir her seid. Ich bin der lebende Beweis für eine Welt, die ihr nicht kontrollieren könnt.

DrR: Jan-Marek, alles was ich kontrollieren möchte, sind Ihre Ängste, Ihre Schlafstörungen und die Depressionen, die Sie haben. Das möchten Sie doch auch, mein Lieber.

JMK: Ach ja? Wieso kriege ich dann kein Levomepromazin und Haldol, wie Ihre anderen Patienten?

DrR: Weil wir zuerst darüber sprechen müssen, was Ihnen fehlt, bevor ich es Ihnen geben kann.

JMK: Aber etwas Klarheit im Kopf wäre auch ganz nett. Unverschnickt und unverschnackt.

DrR: Wir müssen eins nach dem anderen machen. Einen Schritt vor dem Nächsten...

JMK: Haben Sie den Verstand verloren? Ich bin nicht Napoleon! Sie mögen hier auf Ihrem kleinen, rationalen Kreuzzug sein, aber glauben Sie mir eins: diese Sache ist größer, als wir zwei. Größer als Ihr Verein!

DrR: Machen Sie sich Sorgen, wegen der Zukunft?

JMK: Oh ja-a-a. Hallo? Destabilisierung von Krisenregionen? Waffenproliferation? Terrorismus? Das Mirillium? Die Endzeit?

DrR: Denken Sie, der 11. September hat damit etwas zu tun?

JMK: Das war wirklich Pech.

DrR: Aber Sie waren nicht hier, als das geschah, nicht wahr?

JMK: Ich war weit weg... Weiter, als Sie es sich vorstellen können.

DrR: Weshalb glauben Sie, konnten Sie zurückkommen?

JMK: Sie denken wohl, alles was mit mir geschehen ist, war Zufall? Wissen Sie, was mir nach meinem ersten Beneficium passiert ist? Ich wurde von Skins

zusammengeschlagen. Ich meine, was für ein Zufall ist das denn, ha? Die wollen mich einfach mürbe machen.

DrR: Wer sind die, Jan-Marek?

JMK: Die verdammten Uhrmacher. Die Heizungsableser. Alle. Sie halten sich für ein Uhrwerk. Verdammte Engländer.

DrR: Engländer?

JMK: Sie wissen schon, all diese alten Kirchen. All die Wandbilder. Es geht immer um Kontrolle. Mann! Wann, glauben Sie, bin ich das letzte Mal an eine grüne Ampel geraten? Na? Wann? Immer rot. Ich wäre besser mit den Dänen gefahren.

DrR: Sie meinen Dämonen. Ich frage mich nur... Wenn die Sie aus dem Weg räumen wollen, wieso haben die Ihnen gestattet zurückzukehren?

JMK: Die wollen mich nicht aus dem Weg räumen, die wollen mich mürbe machen. Das sagte ich doch. Ihre Leute, ihr wollt mich aus dem Weg räumen.

DrR: Aber Jan-Marek, wenn das wahr wäre, weshalb würden wir zusammen so viele Sitzungen machen?

(Schweigen)

JMK (mit leiser Stimme): Weil Sie nicht daran glauben, dass ich krank bin. Hier geht es in Wirklichkeit um Informationen. Sie wollen wissen, was ich weiß.

Handschriftliche Anmerkung: Form. Denkstörungen nur gering. BtM? Inhaltliche DS exorb. F20 kann trotz symptom. Alters ausgeschlossen werden. Fokus auf Holophrenie.

2.09 Ménage à trois

Ich öffne die Tür und starre in Roberts Augen.

»Was willst du hier?« raune ich ihm zu. Es klingt vermutlich unfreundlicher, als es beabsichtigt ist, doch ich muss gegen eine Menge Techno und Trance ankämpfen.

Er schweigt, schluckt schwer und über seiner Stirn rinnt ein großer Schweißtropfen, als sei er die Treppen zu meiner Wohnung hochgerannt.

Plötzlich taucht ein Arm auf und stößt ihn grob beiseite. Eine Gestalt tritt in die Tür und zielt schweigend mit einer Pistole in mein Gesicht.

»Ist er das?« fragt eine raue Stimme, deren Besitzer ich nicht sehen kann.

Robert zittert am ganzen Körper, doch ein Teil dieses Schüttelns lässt sich als ein Nicken deuten.

Ein zweiter Mann mit einer Pistole taucht aus dem Schatten auf und hält das kalte Eisen in Roberts Nacken. Sie tragen Millimeterhaarschnitte und schwarze Rollkragenpullover unter modischen Lederjacke. Ihre Gesichter sind eckig und erinnern mich irgendwie an Steinbrüche.

Nun kommt der Mann, der die Frage stellte, zum Vorschein, drängt sich langsam an seinen beiden Leibwächtern vorbei und bleibt dicht vor mir stehen.

Sein Schädel ist kahl und auf seiner Nase sitzt eine drahtige Nickelbrille.

»Wieder einer«, konstatiert er mit einer krächzenden Stimme. »Es ist eine Plage.«

Sanft und doch bestimmt drückt er mich rückwärts in die Wohnung. Hinter mir donnert noch immer Technomusik, während Evelyn ahnungslos im Wohnzimmer tanzt.

Genau dorthin begibt sich die ganze Prozession. Evelyn erstarrt in ihrer Bewegung. Ihre Beine und Arme verfolgen noch einen winzigen Augenblick die angestrebten Bahnen, dann steht sie vollständig still.

»Was soll das hier...?« braust sie auf, während ihr Gesicht kreideweiß wird.

»Ich habe keine Ahnung«, erwidere ich erstickt, während ich mir nicht sicher bin, in wie weit das stimmt.

Die drei Gangster schubsen uns abwechseln durch den Raum, bis wir alle drei in einer Ecke stehen. Einer macht sich eine Weile an der Stereoanlage zu schaffen, bis er schließlich die Pause-Taste findet.

»Mein Name ist Stahl. Oberst Erich Stahl. Das hier sind Sergej und Juri. Aber Namen spielen hier keine Rolle. Der einzige, der hier eine Rolle spielt...« Er blickt plötzlich zu mir und deutet mit seinem knöchrigen Finger auf mich. »...bist du, mein Junge.«

Er zieht schweigend eine kleine Schatulle aus seiner Westentasche. Es ist ein Brillenetui.

Langsam nimmt er seine Gandhi-Brille ab und reicht sie an Juri weiter, ohne ihn dabei anzusehen,

Dann öffnet er das Etui. Die Sonnenbrille darin sieht äußerst seltsam aus. Der Rahmen ist aus Metall und einige dünne Drähte laufen entlang der Innenseite des Bügels.

Oberst Stahl drückt einen Schalter auf der Innenseite. Die Brille gibt ein Geräusch von sich, das mich an einen Fotoblitz erinnert, der sich auflädt.

Dann setzt er die Augengläser auf. Er beginnt mich zu mustern. Sein blasser Mund ist dabei halb offen und seine Körperhaltung verrät Konzentration. Mit seiner Hand dreht er langsam an einem winzigen Rädchen an der Seite des linken Brillenbügels, während er mich durchdringend anstarrt. Er tritt näher, wandert mit seinem Gesicht entlang meines Arms, meines Gesichts, er öffnet mein Hemd, betastet meine Brust, während seine Schlägertypen wie Statuen stehen und mit ihren Schusswaffen auf Evelyn und Robert zielen.

»Kein Rot und kein Blau«, sagt Oberst Stahl, ohne von meinem Hals und Kopf aufzublicken. Etwas in seiner Stimme klingt erleichtert.

Schließlich richtet er sich auf und tritt wieder einen Schritt zurück. Er nimmt die rätselhafte Sonnenbrille ab und packt sie vorsichtig wieder in das Etui.

»Sanftes, beinahe unsichtbares Grün«, erklärt er, während er seine eigene Brille wieder aus Juris Hand nimmt und sie aufsetzt. »Definitiv Thanatol-Rezeptoren. Aber...«

Er runzelt seine Stirn und verzieht seinen Mundwinkel zu einem ungeübten Lächeln.

»...er weiß es nicht.«

Plötzlich klingelt es wieder an der Tür.

Ein seltsames Gefühl durchströmt mich. Es ist beinahe etwas wie Hoffnung. Wer immer es ist, vielleicht ist es eine Chance hier heil rauszukommen.

»Du erwartest jemanden, Junge?« fragt mich Oberst Stahl.

Ich schüttele schweigend den Kopf.

»Dann mache auf. Und treibe keinen Blödsinn! Nur in einem einzigen Augenblick können sich deine Freunde in deine Leichen verwandeln.«

Beeindruckt von dieser starken Argumentation begeben sich mich zur Wohnungstür.

Als ich öffne, steht eine Blondine von vielleicht dreißig Jahren, sportlich mit einer blauen Uniformjacke der Stadtwerke bekleidet in der Tür. Auf dem Kopf trägt sie eine Schirmmütze, unter ihre langen Haare zusammengerollt sind. Ich blicke zuerst in die blauen, fast etwas zu blassen Augen, die an eine große Katze erinnern, und anschließend auf die zahlreichen Sommersprossen in ihrem Gesicht.

»ThermAktiv«, sagt sie nur, als wäre damit alles erklärt. Ich starre sie verwirrt an.

»Jährliche Ablesung. Kann ich Ihren Stromzähler sehen?« Sie kritzelt dabei etwas auf das Clipboard in ihrer Hand.

Ich huste erst mal und kratze mich im Nacken. »Kann man das nicht inzwischen ohne Hausbesuche feststellen?«

Das Schreiben von ThermAktiv fällt mir ein. Es liegt noch irgendwo auf dem verdreckten Konferenztisch. Ich hatte es ein paarmal als Unterlage zum Jointdrehen benutzt.

»Dann wäre ich ja arbeitslos«, kontert sie pointiert mit einem etwas lustlosen Lächeln und klemmt das Clipboard unter ihren Arm, bereit Dr. Mårtenssons Wohnung zu betreten.

»Warten Sie hier.« Ich knalle der Frau die Tür vor der Nase zu und kehre ins Wohnzimmer zurück.

»Die ThermAktiv«, erkläre ich Oberst Stahl. »Die will nur schnell die Zähler ablesen.«

»Nun, schicke sie weg!« ordnet Stahl an. »Wir haben keine Zeit für so was.«

Zum ersten spricht einer der Schläger. Es ist Juri. Er hat einen starken russischen Akzent und wirkt wie eine Gestalt in einem Hollywood-Film.

»Heizungs...«, sagt er langsam. »...ableser«.

Stahl sieht ihn kurz an.

»Wirrr sollten sie ansehen...«

Oberst Stahl nickt und gibt stumm Anweisungen. Sergej und Juri lotsen Evelyn und Robert zum Sofa und drücken sie in die weichen Polster. Oberst Stahl nimmt neben Robert Platz, während Sergej sich neben Evelyn setzt und ungezwungen seine Beine übereinander schlägt. Juri lässt sich lässig in einen der Sessel fallen. Ihre Pistolen verschwinden zwischen den Matratzen.

Ich laufe zurück zur Wohnungstür, um die Katzenäugige hineinzulassen.

Die ThermAktiv-Frau spaziert in die Küche. Die Architektur kennt sie aus den anderen Wohnungen über mir, oder unter mir und so muss ich ihr nicht zeigen, wo es langgeht.

Ich blicke noch ein Mal durch die offene Wohnungstür hinaus, auf das Treppengeländer vor mir. Ich könnte jetzt losrennen und würde es sicherlich schaffen. Doch ich kann nicht. Ich kann nicht davon laufen, während Evelyn da drin ist, mit diesen Leuten.

Sanftes Grün. Was hat es nur zu bedeuten?

Die fünf Leute, die um den niedrigen Glastisch sitzen, muten in meinen Augen höchst verdächtig an. Sie wirken wie Amateurdarsteller auf einer Theaterbühne, unterbrochen mitten im Satz. Die Heizungsableserin muss sich denken, dass wir eine Schraube locker haben.

Juri plappert etwas von einem Sportwagen und Oberst Stahl wirft ein unkonzentriertes »Ja, ja. Richtig. Ja«, dazwischen, während er versucht einen Blick auf die ThermAktiv-Mitarbeiterin zu werfen

Die Blondine kehrt aus der Küche zurück, läuft wortlos an mir vorbei und verschwindet im hoffnungslos unordentlichen Schlafzimmer. Ich blicke zurück zu Robert. Er sitzt da und starrt ausdruckslos vor sich hin. Dann zieht er ein großes Taschentuch mit seinen Initialen hervor und trocknet sich damit die Stirn. Der Fatzke muss immer übertreiben, denke ich mir, während mein Blick zurück zu Evelyn schwenkt.

Es klingt wie ein Stöhnen, oder das Keuchen eines Menschen, der aus dem Wasser auftaucht. Ich starre sie an und versuche zu verstehen, weshalb sie keucht und nach Luft ringt. Sie greift sich an ihren Kopf, als würden sich Nadeln in ihr

Gehirn bohren. Der Schmerz verdreht ihren Körper, wie ein Paragrafenzeichen. Während sie sich auf dem Sofa windet, starrt sie der danebensitzende Robert mit dem Blick eines Horrorfilm-Statisten an. In drei, höchstens vier Sekunden ist es vorbei.

Ich hatte dieses Verhalten schon einmal gesehen.

Sergej ist inzwischen aufgesprungen und zielt mit seiner Pistole auf sie.

»Eine Verwandlung!« zischt er.

»Wir haben hier ein Benefizium. Kode Rot!« höre ich die Stimme der Heizungsableserin.

Ich blicke mich um. Sie steht hinter uns und spricht in ihre Armbanduhr.

Draußen tritt jemand unsere Haustür auf.

»Sie können mit dem Theater aufhören, Stahl!« sagt die Heizungsableserin.

»Sagt hallo zu Dino und Frankie.«

Zwei Kerle betreten wortlos die Bühne. Sie sind augenscheinlich von der gleichen Garnitur, wie die beiden Exemplare, die mich am Vorabend in die Mangel genommen haben. Sie tragen schwarze Lederjacken und blicken beide in die Runde, als hätte ihre Gesichter noch niemals ein Lächeln gestreift. In den Händen halten sie Pistolen mit diesen typischen phallischen Verlängerungen zur Schalldämpfung.

Der eine tritt an Robert vorbei und nimmt mit ausdrucksloser Miene Evelyn ins Visier

Plötzlich glänzt da etwas an Dinos Hals. Er steht der Wohnzimmertür am nächsten. Sein Gesichtsausdruck verändert sich unmerklich von »*das ist alles so langweilig hier*« zu »*hm, das ist interessant*«. Langsam und bedächtig betritt Tina das Zimmer.

Sie hält die Klinge des Kurzschwerts an den Hals des Mannes, dessen Hand mit der Pistole sich nun senkt. Die lange Katana wiegt sie in der anderen Hand, halb gesenkt, doch von ihrem Körper weggestreckt.

»Hallo Patrice«, sagt die blonde Katze zu Tina. »Du bist also in Hamburg. Hätte ich das gewusst, wäre ich viel früher vorbeigekommen.«

»Hallo, Laura, entgegnet Tina und verstärkt den Druck auf Dinos Hals.

Ein kleiner Blutropfen rinnt entlang seiner Schlagader. »Bleib nur stehen, wo du bist! Oder dein Sidekick wird für seinen Kopf eine Nähmaschine brauchen.«

»Und welches der unausrottbaren Biester bist du, Schätzchen?« wendet sich die Katze wieder an Evelyn. Sie ist mindestens einen Kopf größer. »Muss ich dich kennen?«

Evelyns Augen sind zusammengekniffen. Wie eine Schlange gleitet sie über die Rückenlehne des Sofas und steht plötzlich auf den Beinen.

»Komm her und küss mich, dann findest du es raus«, erwidert sie mit rauher . Ihr Blick erinnert mich plötzlich an Cynthia Rothrock.

Laura bricht in Gelächter aus.

»Talitha! Ich bedauere bis heute, dass ich letzten Herbst nicht in München war. Ich hätte alles dafür gegeben, um zu sehen, wie ein OKO-Söldner all diese feinen Worte in deine Haut ritzt.«

Willkommen in meiner Welt. Wieder einmal stehe ich dümmlich daneben, ohne die geringste Ahnung, was eigentlich abläuft.

»Erkläre mir: was soll dieser neue Körper?« Laura deutet spöttisch auf Evelyn. »Das ist doch noch ein halber Teenager...«

»Den du offensichtlich auf dem Gewissen hast«, erwiderte Talitha. »Du hattest kaum vor, heute Gefangene zu machen...«

Laura schnaubt abfällig. »Sag das diesem Kerl hier, dessen Freundin ihr mit eurem Hokus Pokus gerade umgelegt habt.« Sie zeigt auf mich und grinst plötzlich schelmisch, als hätte sie etwas verstanden, das ihr zuvor entgangen war. »Du bist gerade erst gesprungen. Kein Thanatol im Blut. Hundertprozentig sterblich. Für mindestens eine Stunde. Und das alles nur für mich? Es ist mein absoluter Glückstag. Ich glaube, ich werde deinen jetzigen Schädel als Andenken behalten und es mir ab und zu damit selbst besorgen.«

»Ich bitte höflich um Vergebung, meine Damen«, äußert sich Oberst Stahl und trat an Laura heran. »Doch könntet ihr alle mal das Maul halten, damit wir diesen Verhau aufklären können?«

»Was für ein Verhau, Oberst?« wundert sich Laura und grinst ihn spöttisch an.

Stahl nimmt seine Brille ab und putzt sie mit einem Taschentuch. »Sie sind dabei, sich mächtigen Ärger einzuhandeln, Fräulein Cortez.«

»Ich kann mich nicht erinnern, die Oberhand verloren zu haben.«

Stahl setzt seine Brille wieder auf und tritt in die Mitte unserer kleinen Bühne. Er sieht sich um und hebt die Augenbrauen.

»Sergej! Juri!«

Seine Gangster positionieren sich um. Sie zielen nicht mehr auf Talitha aka Evelyn und Patrice aka Tina, sondern auf Laura und Franky.

»Für mich sah das höchstens wie ein Patt aus, finden Sie nicht?« erklärt der seltsame Oberst.

»Was wollen Sie, Stahl?!« Lauras Stimme klingt gereizt.

»Das Paket abholen, Fräulein Cortez. Den Rest eliminieren. Wie gewohnt. Sie können froh sein, davon ausgenommen zu sein.«

»Vergessen Sie es! Das Paket gehört mir. Woher wissen Sie überhaupt, dass er hier ist? Haben Sie bei uns in München rumgeschnüffelt?«

Oberst Stahl lacht auf.

»In Ihrem erbärmlichen Hauptquartier? Nein, das Paket hat uns selbst hierher geführt. Denn er hat gestern in einem dieser Computercafés mit einigen unbequemen Wortkombinationen herumhantiert. Sie wissen ja, wo immer jemand im Internet Worte wie ›Lichtmann‹, ›Oktagon‹ und ›Tod‹ eingibt, sind wir sofort auf dem Plan. Der Rest war einfach. Nun haben wir wieder ein stattliches Exemplar im Netz.«

»Verschonen Sie mich mit diesem ganzen Holophrenie-Blödsinn, entgegnet Laura verstimmt. »Ich bin etwas zu lange beim Kerygma, um auf Ihre PR-Gags hereinzufallen.«

»Der junge Mann ist krank«, erläutert Stahl und deutet auf mich. »Darum wollen wir ihn aus dem Verkehr ziehen und mitnehmen. Und gebührend untersuchen. Das versteht sich von selbst...«

»Ich kann das nicht zulassen...«, erwidert Laura. Ihr anfänglicher Sarkasmus ist inzwischen vollständig von ihr gewichen und das Gesicht zu einer kalten Maske erstarrt.

»Wie bitte?« Stahl hob eine Augenbraue.

»Meine Direktive lautet gänzlich anders.«

»Welche Priorität kann das schon haben?« ruft Oberst Stahl verärgert. »Soviel ich weiß, hat dieses Individuum lediglich etwas zu viel von eurer unterirdischen

Anlage gesehen. Ansonsten ist er wertlos. Ich versichere Ihnen, dass er davon niemandem erzählen wird...«

»Ich wüsste nicht, seit wann ich dem Oktagon Rechenschaft schuldig bin, Stahl. Außerdem waren wir schon vor Tagen an ihm dran. Sie kommen zu spät...«

»Seien Sie nicht kindisch«, versucht es Stahl noch einmal auf die nette Tour. »Das Kerygma will doch keinen Interessenskonflikt mit dem Oktagon. Nur wegen...« Er wedelt kurz mit der Hand in der Luft, auf der Suche nach einem treffenden Wort. »...dieses unwichtigen Kerls.«

»Ich habe meine Anweisungen«, gibt Laura schroff zurück. »Der Junge kommt nach München und zwar lebend. Doch hier ist mein Vorschlag. Sie können Patrice und Talitha haben. Glauben Sie mir, eine größere Trophäe werden Sie zu Ihren Lebzeiten nicht mehr nach Hause bringen. Und ich behalte das Paket.«

»Sie kennen unsere Bestimmungen. Ein kontaminiertes Subjekt...«

»Sie und Ihre blödsinnige Pandämonie!« schreit Laura Cortez. »Sie glauben doch selbst nicht, dass sie überhaupt existiert, Sie Heuchler...!«

»Fräulein Cortez. Verlieren Sie bitte nicht Ihre Contenance. Gehen Sie zurück. Erklären Sie Rufus Mahr, dass ich es war, der Sie gehindert hat, den Jungen mitzunehmen. Rufus soll mit uns Rücksprache halten. Dann wird sich alles aufklären...«

»Quatschen Sie mich nicht voll, Sie Spinner!« zischt Laura.

»Halten Sie Rücksprache mit Ihrem Vorgesetzten! Jetzt!« Die Stimme des Oberst zittert vor Zorn. Seine Ressourcen auf dem Gebiet der Geduld sind eindeutig erschöpft.

»Hört mal, das hat doch alles mit mir nichts mehr zu tun...«, meldet sich überraschend jemand zu Wort.

Es ist Robert. Er steht unsicher vom Sofa auf und macht tatsächlich Anstalten, die Tür anzusteuern. Es ist zu grotesk.

»Halt´ die Schnauze, Perversling«, raunzt ihn Laura Cortez an. »Hier geht niemand raus, solange ich es nicht sage.«

Robert bleibt mir erhobenen Händen stehen, verunsichert darüber, ob er sich nun wieder hinsetzen soll.

Und dann höre ich dieses leise, vertraute Geräusch, das ein CD-Player macht, wenn er die Scheibe zum rotieren bringt und Daten in seinen Puffer einliest. Für eine Sekunde.

›Oh, nein‹, schießt mir durch den Kopf. ›Der defekte CD-Player.‹

Die Musik kommt brachial und laut. Sie kommt plötzlich und für alle bis auf mich unerwartet. Es ist die einzige Sekunde in diesem Spiel, in der ich mehr weiß, als die anderen. Und diese Sekunde ist schnell vorüber.

Robert erschreckt sich und gibt ein unverständliches Geräusch von sich, das wie »Eya-ja« klingt.

Der Schuss ist wegen des Schalldämpfers und den Technobeats nicht besonders gut zu hören. Frankie, Lauras Söldner, der zuvor Evelyn, sprich Talitha, in Schach gehalten hat, drückt noch einige Male ab und beobachtet ausdruckslos Roberts stürzenden Körper. Im Augenwinkel sehe ich, wie Patrice einen Schritt nach vorne macht, weg von Dino, dem zweiten Killer, ohne ihn dabei anzusehen. Im selben Augenblick schießt eine unwirklich anmutende Blutfontäne aus seinem Hals und spritzt ihre Unterschrift über die Ledersitze des Sofas. Auf der schwarzen Sitzgarnitur erinnert das Blut an Gelee.

Frankie schwenkt bereits um neunzig Grad, um Patrice mit seiner Pistole ins Visier zu nehmen. Doch der Söldner ist nicht schnell genug, um sie zu erreichen. Elegant schwebt sie über das Sofa, auf dem Roberts Leiche ausdruckslos sitzt und vor sich hinstarrt, als würde sie Werbefernsehen gucken.

Regungslos beobachte ich, wie Laura mit der Geschwindigkeit einer Klapperschlange eine Pistole zieht, die sich offenbar an ihrem Rücken befand und Oberst Stahl in die Brust schießt, um sich beinahe im selben Augenblick Evelyn, ich meine Talitha, zu widmen, die bereits in Lauras Richtung gestürzt kommt. Die Katze ist nicht schnell genug. Talitha tritt nach ihrer Hand und befördert die Pistolen in einem hohen Bogen durch das Wohnzimmer. Die Waffe knallt dicht neben mir gegen die Wand. Ein neuer Schuss löst sich.

Juri stöhnt auf und drückt seine Hand gegen den Bauch.

»Svolotschi! Sobaka!« ächzt er und feuert auf Frankie.

Der Oberst fällt inzwischen rücklings auf das Sofa, um dort breitbeinig neben dem toten Robert sitzen zu bleiben. Mit ausglühenden Augen starrt er den

wachsenden Blutfleck auf seinem Hemd. Eine glückliche kleine Familie am Samstagabend.

Vorbei an Juri stürzt sich Sergej in die Richtung von Oberst Stahl. Juri leert im selben Augenblick sein halbes Magazin in Frankies Brust. In der Mitte der Wohnung trifft er auf Patrice, die kaum den Boden zu berühren scheint.

Für einen winzigen Augenblick sieht Sergej den von seinem Körper getrennten Arm durch den Raum rotieren, um einen Herzschlag später in Patrices Gesicht zu starren. Nur eine Handbreit entfernt. Das ultimative Sergio-Leone-Close-Up. Mit unveränderter Eleganz stößt Patrice das Schwert in Sergejs Brustkorb, zieht es wieder heraus und lässt ihn lautlos zu Boden stürzen.

Laura übertrifft alles, was ich bisher in meinem verplemperten Leben erlebt habe. Sie und Talitha tauschen eine Serie von Schlägen und Blöcken aus. Nur wenige Sekunden später ist in meinem Wohnzimmer kein Möbelstück mehr heil.

Patrice rennt an Juri vorbei, der inzwischen auf dem Boden kniet, seine Hand gegen den Bauch presst, während dunkles Blut zwischen seinen Fingern rinnt. Sie verschwindet in der Küche. Ich höre sie dort herumkramen und Sachen durch die Gegend werfen. Wieso verstehe ich bei solchen Begegnungen immer am wenigsten? Ich sehe, wie Juri orientierungslos nach einer Pistole tastet. Ich sehe sie auf dem Teppich und greife schließlich nach ihr.

Er blickt zu mir hoch und sagt mit seinem charakteristischen russischen Akzent: »Wirrr wollen dich nurr gesund machen, Junge. Du brrrauchst Medikamente, nicht Pistole.«

Plötzlich gelingt es Talitha den Arm von Laura zu greifen und ihn seltsam zu verdrehen, doch die Katze springt hoch, stößt sich mit den Füßen an der Kommode ab und beschreibt dadurch einen Salto rückwärts. Befreit aus dem Griff, tritt sie Talitha geradlinig in den Bauch. Diese fliegt rückwärts und gleitet mindestens vier Meter auf dem Parkett. Sie bleibt nur einen Schritt von meinen Füßen entfernt liegen. Sofort drückt sie sich vom Boden ab und springt wie von einer Stahlfeder angetrieben wieder hoch.

»Ich muss langsam gehen, ihr Süßen«, ruft Laura und pustet die Luft aus ihren Lungen. Sie blickt auf ihre Armbanduhr und beginnt wie eine Kurzstreckenläuferin durch das Wohnzimmer zu rennen, hinaus zum Balkon. Im Laufen greift sie an ihren Gürtel, rollt ein dünnes Drahtseil aus, an dessen Ende ein Karabiner hängt,

klickt ihn an eine der Stangen des Geländers und eine Sekunde später ist sie verschwunden.

»Es ist nicht in der Küche«, höre ich Patrice rufen.

Ich blicke schnell zu Talitha. Sie sieht mich an und scheint wieder einmal mehr zu verstehen als ich.

»Raus, raus, raus!!!«

Ich sehe wie Patrice ihre Schwertspitze Oberst Stahl an den Hals hält. Er atmet schwer und starrt sie wortlos an.

»Warum war sie hier, Stahl?« sagt sie mit einer Stimme wie Eis. »Was wollte sie...?«

Stahl gibt nur ein Röcheln von sich. In seinen Mundwinkeln bilden sich Blutbläschen.

Talitha, *the artist formerly known as Evelyn*, schubst mich grob durch die Küche in Richtung Wohnungstür.

»Schneller, Mann«, bellt sie. »Schnell! Wir sollten längst raus sein.«

An der Wohnungstür holt uns Patrice ein.

»Jetzt reicht's!« Ich reiße mich los und stoße Talitha von mir. »WAS — GEHT — HIER — AB?!«

Im nächsten Augenblick durchdringt mich das trockenste und zugleich lauteste Geräusch, das ich je zuvor gehört habe. Alles scheint in Bewegung zu sein. Mauerteile und Möbeltrümmer fliegen um mich herum. Alles ereignet sich gleichzeitig. Meine Kindheit, mein Leben, die letzten zwei Tage, die Gegenwart. Ich werde fortgerissen und lande in einer Wolke aus Kalk und Staub auf dem Boden.

Dann ist es plötzlich still.

Zählerableser. Ich fand die immer seltsam.

Benommen öffne ich meine Augen. Ich liege auf dem Bauch und sehe meinen linken Arm, der in Blut getaucht ist. Die Wolke aus Staub setzt sich langsam. Ich kann mich nicht bewegen, und mein Gehirn fühlt sich wie Marmelade an. Meine Gedanken laufen in Zeitlupe ab und obwohl sich unter mir unbequeme Steintrümmer befinden, habe ich das Gefühl auf einem Wasserbett zu liegen. Ich bin ein verendender Körper, der nun genug hat.

Doch WAS war denn gerade passiert?

Ich höre plötzlich Stimmen. Sie klingen weit entfernt, und das ist seltsam, denn ich merke, dass die Personen, die zu diesen Stimmen gehören ganz nahe sind. Eine von ihnen befühlt sogar meinen Hals. Dann kehrt sie wieder zu der anderen zurück. Beide Frauen hocken nebeneinander auf dem Boden, gegen die Wand gelehnt, wie alte Freundinnen.

»Was machst du hier?« fragt Patrice mit einer trockenen Stimme. Der Kalkstaub in ihren Haaren lässt die beiden Frauen wie Hexen erscheinen.

»Sie haben mich vor zwei Wochen in Amsterdam erwischt.« Talitha hustet trocken den Staub aus ihren Lungen. »Ich habe Apythia gesagt, sie soll mich dorthin zurücksenden, wo einer von uns in Not ist.«

»Das ergibt keinen Sinn. Außer ihm war niemand in Not...«

Patrice deutet auf mich.

Talitha zuckt mit den Schultern.

»Ein neuer Avatar soll mir recht sein. Die blöden Narben aus München sind nicht mehr weggegangen. Was wollten die nur von dem Kerl?«

Patrice röchelt etwas unfein und steht mühsam auf.

»Die wollten ihn schon gestern mit irgendwas vollpumpen«, sagt sie.

»Wie nahe standen sie sich?« fragt Talitha. Irgendwas tief im Hintergrund meines ramponierten Gehirns lässt mich vermuten, dass sie gerade über Evelyn und mich sprechen.

»Man konnte die immer im ganzen Stockwerk hören. So wild, wie die es getrieben haben, können sie sich nicht sehr nahe gestanden haben«, sagt Patrice, die Schwertmeisterin.

»Ich habe paar recht unanständige Echos gehabt, als ich sie betrat...« Talitha hält sich einen Strang von Evelyns Zottelhaaren vors Gesicht. »Und was soll ich damit nun machen?«

Draußen heulen inzwischen die Sirenen der Polizei, der Feuerwehr und der Ambulanz in einem kakophonischen Orchester.

»Soll sich Adam um dieses Chaos kümmern«, raunzt Talitha und kämpft sich ebenfalls auf die Beine. »Irgendwelche Beweise hier?«

»In den Trümmern müsste irgendwo der Game Boy und eine Ampulle Thanatol sein. Aber ich glaube nicht, dass davon noch viel übrig ist.«

»Ich hole meine Sachen und dann hauen wir schleunigst ab.«

»Wohin?«

»Wir müssen über das Dach...«

»Was sonst...«

Im Augenwinkel sehe ich etwas später Patrice an mir vorbeigehen, mit einer großen Eishockey-Tasche auf der Schulter.

Und dann sind sie weg. Meine infantile Phantasie ist verfliegen. Während sich draußen die klangliche Mischung aus Polizei-, Feuerwehr- und Krankenwagen-Sirenen langsam beruhigt, verliere ich das letzte Stück Bewusstsein und versinke in jenem Nebel, der alle umgibt, die zu müde und zu zerschunden sind, um weiterzumachen. Die Welt löst sich auf.

Fragment: Der Hyper-Albtraum #25

Der heutige Albtraum ist mit dem handelsüblichen Jan-Marek-Kámen-Zertifikat versehen. Das bedeutet: extrem hässlich, extrem gewalttätig, extrem psychotisch. Ich sehe mich als Kind in einem Hof stehen. Zwei Hunde bellen mich an und reißen wütend an ihren Ketten. Ein Mädchen — wenige Jahre älter als ich — reicht mir ein Stück Streuselkuchen. Ich strecke meinen Arm aus, um es zu nehmen, doch sie zieht den Teller wieder zurück.

»Du musst dich nackt ausziehen und einmal um den Hof laufen, wenn du ihn willst«, sagt sie mit einem grausamen Lächeln.

Ich spüre, wie mein Magen knurrt. Und ich habe bis jetzt noch nie einen Streuselkuchen gegessen. Zu allem bereit, ziehe ich die ausgeleierte Hosenträger von meinen Schultern und beginne mein Hemd auszuziehen. Es fängt wieder zu schneien an. Dicke schwere Schneeflocken setzen sich langsam auf das lange, goldene Haar des Mädchens. Wie kann ein Engel so gemein sein?

»Du musst alles ausziehen, sonst zählt es nicht!« ruft sie und hält sich den Teller unter die Nase. Sie schnuppert übertrieben an dem Kuchen. »Vielleicht esse ich ihn aber doch selbst.«

Bald stehe ich nackt vor ihr und trete von einem Fuß auf den anderen.

»Ja, mach! Los!«

Ich renne, während sich der eisige Wind um meinen Körper windet und mit seinen unsichtbaren Tentakeln meine Waden peitscht und die Hunde mich cholerisch und mit Schaum vor dem Mund anbellen. Der Bauernhof ist groß und einsam. Doch bald stehe ich wieder vor dem Mädchen, schwer keuchend und frierend. Ich will mich wieder anziehen. Das Mädchen hält mich an und reicht mir den Teller. Diesmal zieht sie die Hand nicht zurück. Ich greife nach dem Streuselkuchen und beiße ein großes Stück ab. Als ich von dem Teller hochblicke, sehe ich, wie das Mädchen meine Kleidung in einem großen Knäuel in das Gehege der Hunde wirft. Meine Augen füllen sich mit Wasser. Ich hatte mich gefreut, endlich Kuchen zu essen. Das Essen der besseren Leute zu kosten. Doch während mir der herrliche süße Geschmack den Rachen verstopft, fühle ich mich betrogen und verloren.

»Sie schauen drein, als wären Sie nicht zum ersten Mal hier«, sagt der Mann neben mir.

Ich stehe auf dem verwahrlosten Hof und starre in jene Ecke, in der sich vor vielen Jahren das Hundegehege befand. Nun liegen lediglich einige zersplitterte Bretter dort.

»Das ist eine Ewigkeit her.« Ich blicke kurz auf die Uhr in meiner Westentasche. »In einer Stunde nehme ich den Zug nach München. Außerdem wird es bald regnen. Verlieren wir also keine Zeit, Hauptmann.«

Wir betreten die Küche. Der Boden ist bedeckt mit Glas- und Porzellanscherben. Zwei Tote. Ich lasse meine Augen durch den Raum wandern.

»Lassen Sie auch in die anderen Stuben niemanden hinein«, flüstere ich. Ich betrachte die Leichen zwischen den Trümmern und versuche aus den Spuren herauszulesen, was zuerst und was zuletzt geschah.

Eines der verzierten Regale, das verzierte Teller und Schalen trug, wurde herausgerissen und fortgeschleudert. Die blassen Konturen des Regals sind noch immer an der Wand zu sehen, da der Farbanstrich an dieser Stelle langsamer alterte, als der Rest des Zimmers. Durch die beiden herausstehenden Regalhaken wurde ein Seil durchgezogen. In der Schlinge in der Mitte des Seils steckt der Kopf des Mannes. Noch immer hängt seine Leiche dort, die Hände am Rücken gefesselt, mit zusammengebundenen Beinen und weitaufgerissenen, herausquellenden Augen, die auf die tote Frau auf dem Esstisch starren.

»Er wurde mit Salz vergiftet«, sage ich — mehr zu mir, als zu dem Soldat.

Ich blickte nachdenklich auf den Küchenboden, wo sich Porzellanscherben, Mehl, Salz und trockenes Blut zu einem avantgardistischen Brei vermengten.

»Wie kann man jemanden mit Salz vergiften?« ruft der Hauptmann von der Tür.

»Alles ist Gift. Gift ist eine Frage der Dosis. Führen Sie einem Menschen ein dreiviertel Pfund Salz zu und er stirbt vor Ihren Augen.«

Ich wende mich der Frau zu.

»Sein Blutdruck muss ungeheuerlich gewesen sein«, sage ich und werde dem Soldat einen kurzen Blick zu. Er starrt noch immer ungläubig auf die Leiche an der Wand.

Ich erkenne sie sofort. Ich sehe noch immer das boshafte Mädchen in diesen starren, ausgetrockneten Augen. Sie hat keine Fesseln an den Handgelenken und auch keine Spuren, die auf Seile oder Riemen hinweisen. Ihre Kleidung ist zerfetzt, eher nicht mehr vorhanden, als hätte ein riesiges Tier mit

Krallen auf ihr gewütet. Ich komme nicht umhin, an die Kratzer zu denken, die mir damals ihre Hunde zufügten.

Er muss das wissen. Wie ungeheuer wäre der Zufall? Stagnatti verhöhnt mich mit seinem Geschenk.

Zwischen den Lippen der Frau liegt eine dünne Kette. Ich nehme sie vorsichtig zwischen die Finger. Es ist Gold. Langsam ziehe ich an ihr, behutsam, da ich nicht möchte, dass sie reißt. Es gelingt nur mit Mühe, da der Mund der Frau verschlossen ist. Ein Christuskreuz kommt zum Vorschein.

»Ja, um Gottes Willen!« ruft der Soldat beim Anblick des Kreuzes aus.

»Es ist nur ein Kreuz«, erwidere ich.

»Ich habe bei Königgrätz viel Tod gesehen und seltsame Dinge auch«, flüsterte er und deutete auf den toten Mann. »Aber nichts derart befremdliches.«

Es war sicher nicht einfach, dem Ehemann das Salz in den Rachen zu stopfen, ohne dass er es immer wieder erbrach. Wie hat Stagnatti es gemacht? Wie brachte er die Frau dazu, stillzuhalten, während er den Mann folterte? War sie so gelähmt vor Angst, dass es unnötig war, sie zu fesseln?

Ich gleite mit meinen Fingerspitzen über die sanften Rillen am Bauch der Frau. Vermutlich war es wegen der Kinder. Er hatte sie in der Hand.

»Hat man die Kinder gefunden?« frage ich den Hauptmann.

»Kinder? Gab es hier Kinder?«

Er zuckt mit den Achseln. »Die Räume oben sind alle geplündert und durchgewühlt worden. Man erkennt kaum, was wohin gehört. Als wir die Verwüstung sahen, haben wir sofort die Gendarmerie benachrichtigt. Und die sagten uns, dass Sie vor Ort sind und wir nichts anfassen sollen...«

»Schon gut. Schicken Sie jemanden ins Dorf, der herausfinden soll, wie viele Kinder das Ehepaar hatte.«

Wir gehen zurück in den Hof. Es beginnt zu regnen. Ich blicke zum Himmel. Er ist rot. Was blau sein sollte, hat eine karminrote Färbung, während die dichten Wolken beinahe schwarz sind. Die Tropfen schlagen gegen mein Gesicht und auf meinen Handrücken. Es ist Blut.

2.10 Peripeteia

Mein Geist wollte mich hochreißen, doch der Körper war zu schwach, um zu folgen. Immerhin wurde ich wach. Ich spürte noch die warmen Tropfen des blutroten Regens auf meinem Gesicht. Doch es war nur Schweiß.

»Ich bin Dr. Bondy«, sagte der Arzt sanft. »Wie fühlen Sie sich?«

Ich schwieg und gab nur ein kurzes Krächzen von mir. Meine Augen wanderten durch den Raum. Wäre ich Set-Designer beim Film und müsste ein Krankenzimmer für Privatpatienten entwerfen, es würde genauso aussehen. Weiße Wände. Möbel aus hellem Buchenholz. Optimistische Blumen. Zeichnungen von Kindern an den Wänden. Ein Fernseher und sandfarbene Lamellenvorhänge vor dem Fenster. Nicht zu viel Chrom.

Ich lauschte dem meditativ gleichmäßigen Signalen des EKG und drehte meinen Kopf ein wenig, um festzustellen, dass ich umgeben bin von Geräten und Monitoren, umgeben von einer Menge elektronischer Aufmerksamkeit.

Mein Arzt war geübt im Überbringen schlechter Nachrichten. Er blickte mir direkt in die Augen und spielte weder den kalten Wissenschaftler, noch den zu empathischen, mitfühlenden Freund. Er hatte sich auf meine Fragen wohl gut vorbereitet und trug vorsorglich einen ganzen Stapel Befunde und Röntgenbilder bei sich. Erst jetzt bemerkte ich, dass ein weiterer unbekannter Mann im Zimmer war und schweigend in der Ecke des Raums saß.

»Sie sind im Krankenhaus, auf einer Intensivstation«, erklärte Dr. Bondy. »Sie hatten einen sehr schweren Unfall.«

Mein Mund war trocken und meine Zunge fühlte sich wie Leder an. Langsam wurde mir auch klar, dass hinter meiner Stirn rücksichtslose Kopfschmerzen hämmerten.

»Sie haben sich sehr ernsthaft an der Wirbelsäule verletzt«, fuhr der Arzt fort. Ich wusste, was er mir sagen wollte.

Zaghafte bewegte ich die Arme — sie reagierten. Ich bewegte meine Beine — sie reagierten nicht. Ich wandte meinen Kopf zum Fenster. Man konnte dort gerade noch die äußersten Äste eines Baums sehen. Sie schwangen leicht im Wind.

»...ich habe sie aber erst mal weggeschickt...«, hörte ich Dr. Bondy sagen.

»Was...?« Ich blickte ihn wieder an, da seine letzten Worte irgendwie keinen Sinn ergeben.

Der Arzt hielt inne und wiederholt geduldig.

»Die Polizei«, meinte er. »Sie wollen Ihnen Fragen stellen, bezüglich der Gasleitung und der... Der Explosion. Aber es ist natürlich in meiner Macht, sie daran eine Weile zu hindern. Ich habe sie aber erst mal weggeschickt. Vor Übermorgen kommt die Polizei nicht wieder. Ich möchte, dass Sie sich erst mal ausruhen...«

»Ist...« Ich schlucke schwer und sehe mich nach einem Glas Wasser um. Es steht in der Tat eines neben meinem Bett. Ich greife danach. Es fällt mir schwer, doch dann trinke ich einige Schlücke. Ich schaffe es gerade noch, das Glas zurückzustellen, denn mittlerweile füllen sich meine Augen mit Tränen. Der Arzt setzt schon an, mir zu helfen, lehnt sich dann aber wieder zurück.

»Ist es irgendwie... operierbar...?«

Er schüttelt den Kopf, ohne den Augenkontakt mit mir zu verlieren. »Sie haben ein spinales Trauma erlitten. Eine solche Fraktur der Wirbelsäule, verbunden mit der Beschädigung des Rückenmarks, ist leider nicht reparabel. Sie haben keine motorischen Funktionen unterhalb der Verletzung.« Er ließ mir einige Augenblicke Zeit, bevor er fortfuhr. »Das sind die Fakten. Wir werden mit Ihnen an verschiedenen Therapien arbeiten, um die eingeschränkte Gebrauchsmotorik Ihres linken Arms in Schwung zu bringen...« Er deutete auf den Gipsverband meines linken Arms und räusperte sich. »Und Ihnen in jeder Hinsicht weiterzuhelfen.«

Ich blickte an die Decke. Mein Gehirn suchte verzweifelt nach Gleichgewicht, doch die Gedanken überschlugen sich. Mit dem freien Handgelenk wischte ich mir die Tränen weg und biss mich auf die Unterlippe.

»Was ist hier los? Ich weiß nicht was passiert ist...« Meine Stimme zitterte.

Dr. Bondy nickte verständnisvoll. »Es gab eine Explosion in Ihrer Wohnung. Viel mehr weiß ich auch nicht. Sie waren gerade auf dem Weg hinaus, was Ihnen das Leben gerettet hat. Ein Trümmerteil aus Metall jedoch, traf sie in den Rücken und verletzte Ihre Wirbelsäule.«

Eine Explosion. Ich wusste nichts von einer Explosion. Was ist zuletzt geschehen? Evelyn...

»Evelyn...«

»Ist das Ihre Frau oder Freundin?«

Ich nickte. Ich schüttelte meinen Kopf. »War sie hier?«

»Es war keine Evelyn hier«, meinte Dr. Bondy. »Sie sind noch gar nicht so lange aus dem OP raus. Es musste sehr schnell gehen.«

Mein Blick blieb wieder an dem Unbekannten in der Ecke des Zimmers hängen. Vielleicht war er eine Halluzination. Nur ich sah ihn, der Arzt nicht.

»Wer ist dieser Mann?«

Dr. Bondy sah gar nicht erst hin. »Es ist nicht ungewöhnlich, dass Ihnen für den Augenblick das Gedächtnis einige Streiche spielt. Der Mann ist Ihr Onkel. Ihr Onkel Dieter.«

Ich hatte mal gelesen, dass Ärzte dem Prinzip folgen, bei der Überbringung schlechter Nachrichten die Anwesenheit mindestens eines Verwandten zu arrangieren. Ich würde gerne glauben, dass Dr. Bondy das bewusst beherzigte. Doch falls mein Gehirn nicht komplett aus Mus bestand, hieß mein einziger Onkel Ferdinand und er war seit Jahren tot. Er war betrunken auf den Zuggleisen in der Nähe von Brünn eingeschlafen und somit kaum von Dr. Bondy durchs Telefonbuch auffindbar. Der Mann musste also von alleine aufgetaucht sein und sich als mein Onkel ausgegeben haben.

Es gab in meinem Leben keine Erfahrung, die dieser hier ähnelte. Eine trockene, raue Empfindung von Sein und Nichtsein. Schmerzhaft. Wie das Gefühl, keine Luft zu bekommen. Ich weiß nicht, wie andere Menschen auf die Mitteilung reagieren, dass sie bis an ihr Lebensende nicht wieder gehen werden. Oder dass sie nur noch Monate zu leben haben. Mein »Krisenschock« war das ständige Gefühl, dass das Krankenzimmer schief steht und das Bett mit mir langsam wegrutscht. Jede einzelne Sekunde fühlte sich wie eine Falle an. Als ob ich im Begriff war, den restlichen Verstand, den ich noch besaß zu verlieren. Ich fühlte mich machtlos.

Ich fand Leute in Rollstühlen stets bewundernswert. Sie waren geschickt und irgendwie auch exzentrisch. Aber deswegen hat man noch lange keine Lust, es ihnen gleichzutun. Immer wenn ich an einem Menschen im Rollstuhl vorbeiging, dachte ich sofort an etwas positives, in einer instinktiven Angst, dass gerade jene Dinge im Leben eintreten könnten, mit denen man in Gedanken nicht ausgesöhnt ist. Esoterische Folklore. Egozentrische Scheiße. Ich hatte mich stets gefragt, ob schwangere Frauen das tun, wenn sie an einem behinderten Kind vorbeigehen und

Autofahrer, wenn sie an einem brennenden Auto vorbeirasen. Wir Menschen sind verwickelt in heimliche Wünsche und daraus resultierende Schuldgefühle. Verzahnt in das beschleunigende Getriebe der Weltflucht, die Welt eilig im Vorbeigehen aufnehmend. Es gibt keine Zeit, um behinderte Kinder kennenzulernen und bei brennenden Autos anzuhalten. Wir sind nicht einmal mehr neugierig. Wir kreuzen einfach nur die Finger oder sprechen ein obszönes Gebet.

Doch nun stand die Zeit still.

Selbstmord? Ich hatte diesen Gedanken. Sofort und in der ersten Sekunde.

Aber dann stellte ich fest, dass an meinem Krankenbett, das sich in dem Augenblick eher wie ein Totenbett anfühlt, Onkel Dieter sitzt — ein Mann, den ich niemals zuvor gesehen hatte.

Eine lächerliche Situation. Ich begann mich an die Stunden und Minuten vor dem »Nichts« zu erinnern. Evelyn, die plötzlich Talitha wurde und von sich selbst in dritter Person sprach und Tina, die plötzlich Patrice hieß. Laura, mit kalten Katzenaugen wie Ozeane.

Die Antworten zeichneten sich klar ab. »Onkel Dieter« war hier, um mich zu erledigen, weil es in meiner Wohnung nicht geklappt hatte. Weil es der Katze zwar gelungen war, das halbe Haus in die Luft zu jagen, bei ihrem Primärziel hatte sie dennoch versagt.

Nun war es vielleicht an der Zeit, dem Arzt zu erklären, dass dieser unbekannte Mann eigentlich ein Killer war, der es auf mich abgesehen hatte. Dr. Bondy hätte vermutlich eine Art von Schockreaktion diagnostiziert und Onkel Dieter erst mal hinaus gebeten... Doch was dann? Ohne funktionierende Beine bestand keine Aussicht auf Flucht.

Ich spürte, dass ich irgendwie nicht wünschte, dass die »Guten« mich nun vor den »Bösen« retteten. Ständig werden wir in unserem Leben gerettet und geborgen — geschützt vor dem kalten Winter da draußen. Aber hier sollte es vorbei sein. Ich wollte nicht gerettet werden. Ich wollte, dass der Arzt ging. Ich wollte, dass der andere Mann es beendet. Noch einmal versuchte ich meine Beine zu bewegen und erfuhr dieses seltsam schmerzende Gefühl von Nichts.

»Ich wäre jetzt gerne mit meinem Onkel allein«, erklärte ich Dr. Bondy.

»Fühlen Sie sich fit für Besucher?« Er lächelte zufrieden, fast etwas erfreut darüber, dass ich offensichtlich nicht mehr die Schranke der Amnesie zwischen mich und meinen Verwandten stellte.

Ich nickte leicht. Augenblicke später war der Arzt aus dem Zimmer und ich mit dem unbekanntem Mann allein. Mein ganzer Körper tat weh. Sogar jene Körperteile, die ich eigentlich nicht mehr spüren sollte, schmerzten irgendwie. Ich hatte einen Grad an Verwirrung und Verzweiflung erreicht, der nicht mehr steigerbar war. Die Lawine aus Fragezeichen, die vor einem Jahr begonnen hatte auf mich einzuschlagen, schien mich am Ende nun doch zu ersticken.

»Du willst mich töten, also mach schon.« Ich duzte ihn trotzig, obwohl er deutlich älter war.

Der Mann war hager und hatte nicht mehr viele Haare am Kopf. Die Sechzig war ihm näher als die Fünfzig. Er trug eine recht starke Brille, und sein grauer Trenchcoat war alt und abgetragen. Ich bemerkte, dass in seinen Augen ein gewisses Lächeln blitzte. Nicht sadistisch, sondern eher fasziniert. Als sähe er mich nicht zum ersten Mal. Als würde er nur mein Foto kennen und mich nun endlich in persona treffen. Er stand langsam und schweigend auf, schob seinen Stuhl ganz nah an mein Bett und setzte sich wieder.

»Wer bist du?« fragte mich der Mann. Eine derartige Frage war überraschend.

»Ich verstehe nicht...«

»Wie hast du, ein Kind, das ständig unbeholfen durch das eigene Schicksal taumelt und gegen Türbogen poltert, es geschafft, uns so nahe zu kommen?«

Ein sehr polemischer Killer, dachte ich und seufzte trotzig.

»Alles in den letzten Monaten war nur ein einziges Rätsel... Haben Sie Antworten? *Echte* Antworten? Wenn nicht, quatschen Sie mich nicht voll.« Ich hatte unbewusst begonnen ihn zu siezen, denn es war etwas in seiner Stimme, das mich dazu zwang, ihm mit Respekt zu begegnen.

Der Mann lehnte sich zurück und streckte gemütlich seine Beine aus.

»Du hast an einem Spiel teilgenommen, das du nicht verstehst. Du solltest also nicht überrascht sein, wenn deine Figur nicht mehr auf dem Brett steht.«

Er begann in einer Inspektor-Colombo-Manier seine Taschen abzuklopfen und zu durchsuchen. Schließlich kramte er eine zerknüllte Zigarettenschachtel hervor.

»Magst du eine rauchen?« fragte er.

Der Mann hatte wohl komplett verpasst, dass man seit mindestens hundert Jahren nicht mehr in Krankenhäusern rauchte, dachte ich.

Etwas unbeholfen machte er die Schachtel auf und zündete sich tatsächlich eine Kippe an. Nach einem Zug begann er verzweifelt zu husten und drückte schließlich die Zigarette gegen den Metallrahmen meines Krankenbettes aus. Den langen Stummel warf er unter das Bett.

Ich erinnere mich, dass ich nur an eine Sache dachte: Um Gottes Willen, kann nicht mal der Typ, der mich umlegen soll, normal sein? Welcher Meuchelmörder erstickt fast an der eigenen Zigarette?

»Ich versuche mir wieder das Rauchen anzugewöhnen«, rechtfertigte er sich. »Manchmal ist es faszinierend, das Nikotin so zu spüren, wie es in den ersten Tagen und Wochen des Lasters war...« fuhr er fort. »Die Menschen... Sie genießen etwas für drei Wochen und die darauffolgenden dreißig Jahre betreiben sie es dann notorisch und ohne Vergnügen...«

Ich wollte ihm gerne irgendeine Unverschämtheit ins Gesicht schleudern. Oder ihn wenigstens zornig ansehen, während er seine Pistole mit einem Schalldämpfer an meine Stirn drückte. Denn ich fühlte mich verletztlich und unterlegen — auf dem Bett, mit leblosen Beinen.

»Wie auch immer. Ich war mal ein Kettenraucher und doch hat meine Lunge noch nie Rauch geschmeckt. Wie ist es möglich? Kannst du das Rätsel lösen?«

»Wer — sind — Sie?« zischte ich langsam.

»Ich würde mich lieber fragen, wieso du — ein Kerl gänzlich ohne eine Krankenversicherungskarte in der Brieftasche — ein Zimmer für dich alleine bekommst.« Er sah mich eine Weile an, als wollte er mir Zeit geben, die Antwort zu formulieren. »Der Sozialstaat ist zu einem derartigen Luxus nicht verpflichtet.«

»Klar. In einem Saal mit zehn anderen Patienten wäre es schwierig mich zu erledigen«, sprach ich lakonisch aus, was ich dachte.

»Hast du schon mal den Namen Oktagon gehört? Die Oktagon Stiftung? Nein?« Onkel Dieter warf einen Blick zur Glastür und vergewisserte sich, dass uns niemand belauschte. »Holophrenie? Wie steht es damit? Das Kerygma?«

Er ging nachdenklich im Zimmer auf und ab.

»Also gut. Du hast gefragt, wer ich bin. Mein Name ist Lichtmann. Paul Lichtmann. Von meinen Leuten werde ich aber Adam Kadmon genannt.« Er studierte meine Reaktion.

»Sie sind der Anführer der Lux Aeterna«, antwortete ich mühsam.

»Und weißt du, was die Lux Aeterna ist?«

Ich schüttelte unmerklich den Kopf.

»Nicht mal eine Vermutung?«

»Eine Sekte, nehme ich an...«

»Und da beginnt das Problem. Warum jagt dich das Kerygma, wenn du so wenig weißt? Jeder der im Internet surft, könnte so viel rausbekommen. Und warum wollen sie dich unbedingt lebend haben?«

Irgendwo aus der Region jener Beine, die ich nicht mehr spürte, begann Zorn in mir aufzusteigen.

»Sie kommen hierher, um mir Fragen zu stellen? Sie wollen in diesem Scheißchaos, dass ich Ihnen Antworten gebe? Wer gibt mir Antworten?« fauchte ich ihn an und biss anschließend schmerzerfüllt die Zähne zusammen.

»Aufpassen mit dem Puls«, sagte Lichtmann versöhnlich, während zeitgleich sein Mobiltelefon klingelte. Er kramte wieder etwas zerstreut in seinen Taschen und zauberte schließlich aus dem Trenchcoat ein silbernes Handy hervor, dessen Antenne er langsam und etwas unbeholfen herauszog und das er sich dann ans Ohr hielt.

Er sagte ungefähr sechsmal »ja« und legte wieder auf.

»Neuer Stand der Dinge«, erklärte er mir. »Die Polizei hat in den Trümmern eine Menge Ungereimtheiten gefunden. Schusswaffen mit Schalldämpfern, leere Hülsen, Leichen mit seltsamen Wunden. Sie sind auf dem Weg hierher und offensichtlich haben sie auch ein paar Oktagon-Leute dabei. Kennst du das Oktagon?«

»Sie haben mich das schon gefragt«, röchelte ich.

»Das Oktagon denkt, du leidest an der Holophrenie. Deswegen wollen sie dich aus dem Verkehr ziehen. Behandeln. Doch warum will dich die Kerygma-Gruppe? Ganz sicher nicht wegen der Holophrenie.« Er lachte auf, als hätte er gerade einen Insiderwitz gemacht. Doch die Pointe entzog sich mir.

Er nickte schließlich nachdenklich und kramte wieder das Telefon hervor. Er drückte nur eine Taste und wartete.

»Kirké? Wie sieht es aus?« Er lief während des Telefonats auf und ab und sah manchmal zu mir herüber. »Ich verstehe. Ich glaube, es wäre das Beste, wenn ich mit ihm gehe.«

Am anderen Ende der Leitung gab es Proteste. Lichtmann hörte sich geduldig irgendwelche Einwände an.

»Ja, ich weiß genau, wie viel Zeit das kosten wird. Aber ich fürchte, wenn wir zulassen, dass die ihn umlegen oder verschwinden lassen, werden wir vielleicht nie erfahren, was hier los ist.«

Er klappte das Telefon wieder zu und sah mich mit erhobenen Augenbrauen an.

»Mann, Junge...« Er wirkte jovial. Wie ein Bussard, bevor er zuschlägt. »Es gibt Dinge, die brauchen Zeit. Die Sache, die ich Dir nun vorschlagen möchte, braucht beim ersten Mal mindestens drei Tage, im Notfall eine Stunde. So wie ich es sehe, haben wir kaum fünfundzwanzig Minuten.«

»Sie sind nicht hier, um mich umzulegen«, sagte ich.

»Ich war hier, um dir einige Fragen zu stellen«, erwiderte er. »Jetzt möchte ich dir eine Wahl geben.«

»Eine Wahl?«

»Wie wird es jetzt wohl weitergehen? Was sind deine Pläne?« Er warf dabei einen Blick auf meine reglosen Beine.

Es gab nichts, das ich darauf sagen konnte. Im Augenblick gab es für mich kein »weiter«. Es gab kein »morgen«, keine »Zukunft«, keine Pläne. Es gab nur das Gas in der Leuchtstoffröhre über mir. Alles fühlte sich künstlich an.

»Dein Arzt würde dich diese Dinge nie fragen, nicht einen Tag nach dem, was passiert ist. Aber Zeit ist in meinem Fall ein großer Luxus, und ich habe nicht genug davon, um auf deine seelische Genesung zu warten. Das ist mein Problem. Verstehst du was ich sage?«

Ich verstand es nicht.

»Es gibt ganz gute Rollstühle auf dem Markt. Und du wirst nach paar Monaten kräftige, drahtige Armmuskeln haben. Viele Galerien und Kinos in

Hamburg sind rollstuhlgerecht. Das ist also nicht das Ende der Welt, obwohl es dir vielleicht jetzt so erscheinen mag.«

Angestrengt versuchte ich mich auf seine Worte zu konzentrieren. Ich öffnete und schloss die Augen, blickte ihn an...

»Aber da ist noch die Sache mit der Explosion. Bald wirst du zwischen dir und der Polizei mehr brauchen als Dr. Bondy.«

Ich blickte von ihm weg. Meine Augen füllten sich wieder mit Tränen.

»Jan-Marek... Denk nach. Was geschieht hier? Es ist wichtig, dass du wenigstens zum Teil selbst darauf kommst, denn das macht alles andere leichter. Wenn du keine Antworten weißt, stelle die richtigen Fragen.«

Ich wusste nicht, was er damit meinte. Ich sah ihn erneut an und versuchte zu verstehen. Sein Bild war verschwommen.

»Wer war die Frau in dem Keller? In München...« fragte ich mit brüchiger Stimme.

»Sie nennt sich Talitha. Der ursprüngliche Name spielt heute keine Rolle mehr. Sie geriet in die Hände unserer Gegner. Aramis hat sie zusammen mit dir gerettet. Und als gestern die Kerygma-Leute kamen, um dich zu entführen und deine Wohnung zu zerstören, war Talitha zur Stelle, um dich da raus zu holen. Ich schätze, ihr seid jetzt quitt.«

»Sie war nicht dort!« rief ich gereizt.

Er beugte sich noch weiter vor.

»Du weißt genau, was passiert ist. Du versuchst nur verzweifelt die Schranken aufrechtzuhalten und die Wirklichkeit auszusperrten.«

»Ich weiß nicht, was Sie meinen...«

»Du hast nie wirklich die Frage an dich herangelassen, was mit deinem Freund in München passiert ist, nicht wahr? Das Wunder, dessen Zeuge du warst. Der Fingerzeig Gottes inmitten einer Landschaft aus Lügen. Nur für dich sichtbar. Eine Veränderung in seinem Benehmen, von einer Sekunde auf die andere wurde er Aramis. Und wie war es mit Evelyn? Fand bei ihr nicht auch so ein Moment der Verwandlung statt?«

Er hatte natürlich Recht. Und ich hatte keine Erklärung dafür.

»Wo ist sie?« fragte ich statt dessen.

»Manzio und Evelyn sind beide tot. Zumindest im herkömmlichen Sinne. Sie waren beide zur falschen Zeit, am falschen Ort. Oder es ist einfach nur gefährlich, mit dir befreundet zu sein. Daran schon mal gedacht?«

»Aber ich sah sie weggehen. Über das Dach«, sagte ich halblaut. »Was haben Sie mit ihnen gemacht?«

»Du verstehst es noch nicht«, erwiderte Lichtmann. »Aber tief in deinem Inneren formt sich die Wahrheit.«

Ich versuchte mich mit den Ellbogen aufzustützen, doch ich war zu schwach dafür. Für einen Augenblick vergaß ich sogar meine Beine. Ich sah ihn an und formte den Gedanken zum ersten Mal zu einem Satz.

»Sie verschwanden als sie sich verwandelten... Vermutlich sind sie tot.«

Lichtmann nickte undeutlich und legte seine Hand auf meine.

»Sie standen beide nur einen Schritt vom Tod entfernt. Am falschen Ort — zur falschen Zeit. Sie gaben den Körper frei für Menschen, die darin geübt sind, beiseite zu treten und die Gefahr vorüberzulassen. Um dann in dem geretteten Leib weiter zu handeln.«

Ich wusste, für alle Absurditäten der letzten Monate war diese allerabsurdeste Idee der einzige Schlüssel, der passte. Manzios Blick war noch frisch in meiner Erinnerung, als wären die Ereignisse unter dem Haus der Kraniche erst gestern passiert. Diese veränderte Art zu sprechen, zu schauen, sich zu bewegen. Seine plötzliche Absicht, jemanden da unten zu retten, von dessen Existenz er eigentlich nichts wissen konnte. Und Evelyn... Als sie sich auf dem Sofa verbog und nach Luft schnappte, hatte sie einen anderen Blick. Unmittelbar danach lag in ihren Augen eine neue Entschlossenheit.

Und ich begriff, dass Menschen, die zu so etwas fähig waren, in allen Städten und an allen Straßenecken Todfeinde haben würden. Denn sie waren etwas, das niemals sein durfte.

»Kann ich sie trotzdem sprechen?«

»Das könnte man einrichten«, erwiderte Lichtmann. »Aber der Weg ist lang und es gibt keine Rückfahrkarte. Wenn du mitkommst, wird alles, das war, keine Bedeutung mehr haben. Doch es gibt auch einen Gewinn bei dieser Sache: Da wo wir hingehen, wirst du keine Beine brauchen.«

Ich schaute zum Fenster und sah die Spitze des Baums in der traurigen Dunkelheit des Abends verschwinden. Trotzig wischte ich mir die Tränen weg und blicke ihn an.

»Sie scheinen eine klare Agenda zu haben.«

Lichtmann stand auf, ging zur Glastür und beobachtete das Treiben auf dem Krankenhausgang.

»Ich mache das nur, weil in zwanzig Minuten ein paar Kerle vom Oktagon vor der Tür stehen werden und ich dann nie erfahren werde, was es mit dir auf sich hat. Kumpels sind wir deswegen nicht. Ich an deiner Stelle würde mir aufs Äußerste misstrauen.« Er sah mich kurz an, als wollte er es einmal klargestellt haben. Sein Blick entspannte sich sofort und er wirkte wieder so unbeschwert, wie es ihm eigen war. »Unter normalen Umständen würde ich dich erst mal in Sicherheit bringen. Aber diese Zeit haben wir nicht. Jetzt, da die Ermittler wissen, dass nicht registrierte Schusswaffen und tödliche Schwertwunden im Spiel waren, werden sie sich nicht mehr von einem Arzt aussperren lassen. Wir müssen es also hier tun.«

»Was tun?«

Er setzte sich an den Bettrand. In seinen Augen entflammte Eifer.

»Die letzten sechs Monate haben dir mehr Verrücktheiten und seltsame Begebenheiten geboten, als es einem anderen Menschen in einem ganzen Leben gegeben wäre. Stimmst du mir zu?«

In diesem Punkt waren wir uns definitiv einig.

»Du musst ein Teil des Wunders werden, Jan-Marek. Lasse dich darauf ein.«

Aus meinem Gesichtsausdruck konnte er ablesen, dass ich ihm nicht sehr gut folgen konnte.

»Glaubst du, dass Menschen eine Seele haben?«

Mit gehobenen Augenbrauen nickte ich leicht. Ich hatte mich nie für einen Atheisten gehalten und noch weniger für einen reinen Materialisten. Aber...

»In einer Welt, in der uns jeder zu erklären versucht, es gäbe keine Geheimnisse, segle ich täglich auf einem ganzen Ozean aus Geheimnissen«, sagte Lichtmann. »Und alles, was du tun musst, ist... mit mir zu sterben.«

Wir starrten uns in die Augen. Sekunden vergingen.

»Also sind Sie doch hier, um mich zu erledigen?« Er hatte mich kurz in seinem Bann, doch nun begann mein Herz wieder panisch zu klopfen. Lichtmann blickte hoch zu den Anzeigetafeln und Bildschirmen der Apparate, die an mir angeschlossen waren. Er schien etwas von diesen Dingen zu verstehen.

»Nein. Ich bin nicht hier, um dich zu erledigen«, entgegnete er, ohne mich anzusehen, während er die Anzeigen des EKGs studierte und einige Schalter betätigte. »So war es schon immer. Es ist die Wahrheit hinter allem. Der wahre Erlöser kann dir nur den Tod vermitteln — alles andere sind Lügen. Ich bin hier, um die Mauer zwischen dir und der Wahrheit niederzureißen. *Ich war tot, und siehe, ich bin lebendig von Ewigkeit zu Ewigkeit und habe die Schlüssel des Todes und der Hölle.*« Er lachte auf, unterbrach dann sein Tun und sah mich kurz mit gehobenen Augenbrauen an. »Die Polizei ist unterwegs. Noch bewegen wir die Figuren auf dem Schachbrett. Aber in fünfzehn Minuten übernehmen die anderen die Regie. Dann läuft dein Leben wieder auf Autopilot.«

Er griff in die Innentasche seines Trenchcoats und holte eine Zeitschrift heraus. Er warf sie zu mir aufs Bett und stellte sich wachend in die Nähe der Glastür. Ich war nicht in der Verfassung, mich auf den Inhalt zu konzentrieren, doch es schien sich um ein medizinisches oder psychiatrisches Journal zu handeln. Ich konnte nur die Überschrift aufnehmen: ›PSYCHOTISCHE NETZWERKE — DIE NEMESIS VON MORGEN.«

»Ich verstehe nicht«, flüsterte ich erschöpft und wünschte mir, ich hätte für diesen Satz einfach einen Schalter unter dem Daumen, den ich nur leicht antippen müsste.

»*WIR* sind die psychotischen Netzwerke«, rief Lichtmann aus. »Die einen haben es in hundert Jahren nicht geschafft, uns zu eliminieren, also erklären uns die anderen vorsorglich für halluzinierende Geistesranke. Holophrone Psychoten.«

Ich kann nicht sagen, dass die Dinge, die Lichtmann sagte, für mich einen konkreten Sinn ergaben. Ich kann nicht sagen, dass es ihm gelang, mich mit irgendetwas zu überzeugen. Aber ich hatte einen starken Todeswunsch. Ich wollte das alles abstreifen. Es sollte vorbei sein. Das hier war keine Querschnittslähmung in Folge eines Skiunfalls, wo Zufall oder sogar »Pech« zwar keinen Trost, doch zumindest eine universelle Erklärung boten. Das hier war das letzte Glied einer Verkettung von Ereignissen, die allesamt sinnlos erschienen. Und jeder und alles

trug nur dazu bei, dass die Rätsel zunahmen und die Antworten ausblieben. Aber da war Lichtmann. Er gab die ersten Antworten. Und die Dinge, die mir so unklar waren, begannen gewisse Ränder und Formen zu erhalten. Die Frage war lediglich, ob ich bereit war, diesem seltsamen Menschen zu vertrauen. Aber war das in meiner Situation nicht gleichgültig?

Ich hatte keine Antworten für die Polizei. Wenn ich der Polizei das erzählte, was ich mit eigenen Augen gesehen hatte, würden sie mich in einen Rollstuhl setzen, mir Handschellen anlegen und den Polizeipsychologen bestellen, der das stärkste Beruhigungsmittel im Koffer hatte. Ich besaß keine Alternativen außer Lichtmann.

»Woher weiß ich, dass das alles nicht irgendein komplizierter Trick ist, um mich in eine Falle zu locken? All diese ominösen Anrufe auf Ihrem Handy, der Zeitdruck, das Schielen nach dem Arzt...«

Lichtmann blieb stehen und blickte mich lange an.

»Du weißt es nicht. Doch warum sollte ich dich in eine Falle locken? Sieh dich an. Du bist schon tief im Spinnennetz eingewickelt, ausgesaugt zu werden. Und wenn das alles hier nur Theater sein sollte — sag mir aus welchem Motiv...«

Es fiel mir kein Motiv ein. Schließlich gab es nur zwei Möglichkeiten: Lichtmann war hier, um mir noch mehr zu schaden — und das konnte nur den Tod bedeuten. Oder er war hier, um mir in irgendeiner Weise zu helfen. Was auch immer, es mochte besser sein als das hier. Ich wollte nicht das Leben leben, das für mich in diesem Augenblick, an dieser Kreuzung, vorgesehen war.

Ich sah ihn entschlossen an.

»Dann tun Sie, was Sie für richtig halten.«

Er nickte stumm. »Wir haben zu viel Zeit verloren. Das ganze Verfahren braucht mindestens vierzig Minuten. Wir haben nur noch zehn. Ich muss also irgendwie dreißig Minuten gewinnen.«

»Was kann ich tun?«

Er begann wieder in seinen Taschen zu kramen und holte eine flache Metallschachtel hervor. Er öffnete sie. Sie enthielt einige Injektionsspritzen, kleine Plastischächtelchen mit Tabletten, Ampullen und durchsichtige Tütchen. Ich bemerkte, dass einer der kleinen Glasbehälter mit einer blauen Flüssigkeit gefüllt

war, ähnlich, wie in dem ausgeschnittenen Buch, das ich in München aus dem Schließfach geholt hatte.«

»Das Thanatol«, flüsterte ich.

»Du musst erst mal das hier nehmen.«

Er hielt mir seinen Zeigefinger unter die Nase. Ich erkannte eine winzige, kaum sichtbare Pille. Ich sah sie nicht zum ersten Mal.

»Ich kenne das. Ist das...?«

»LSD«, war seine lapidare Antwort.

Na klar. Natürlich. Wenn schon Wahnsinn, dann richtig. Wieso habe ich das nicht erraten?

»Ich soll einen roten Mikro einwerfen und mich dann umbringen lassen?«

»Im Grunde... ja. Ich würde dir normalerweise einen intravenösen Cocktail aus Thanatol und LSD verpassen. Aber ich brauche Zeit, um dich reisebereit zu machen.«

Ahnungslos darüber, wovon er eigentlich sprach, wollte ich ihm diesen kleinen chemischen Krümel von der Fingerspitze nehmen, doch meine gesunde Hand zitterte wie bei einem Parkinson-Tremor. Er schob seinen Zeigefinger vor meinen Mund und ich leckte den Trip von seiner Fingerkuppe.

Was für ein lächerlicher Augenblick.

»Toll. Dann bin ich bald auf Acid und was dann?«

Lichtmann stand auf und ging zum Schrank. Er öffnete ihn. Ich konnte sehen, dass er leer war. Nur ein zusammengeklappter Rollstuhl stand dort. Er zog ihn auseinander und fuhr damit neben mein Bett.

»Wenn der Trip anfängt, wirst du lieber bei mir sein, als auf die Polizei zu treffen, glaube es mir«, sagte er prophetisch und schmunzelte dabei.

Er zog meine Decke weg und begann die Nadeln und Sensoren von meinen Armen und meinem Oberkörper zu entfernen. Auf der Anzeige eines der Geräte begannen hysterisch die Buchstaben ASY aufzuleuchten.

Anschließend griff er zwischen meine Oberschenkel und entfernte mit verdächtig gekonnten Griffen das Fowley-Katheter. Zumindest in diesem einen Augenblick war ich froh, keinen Unterleib zu spüren.

»Wann hast du das letzte Mal einen Trip genommen?«

»Ist paar Jahre her«, antwortete ich lethargisch.

Langsam dämmerte mir, dass die seltsame Flucht, die in München begann, hier in die nächste Phase trat. Das Krankenhaus war keine Sackgasse mehr. Denn nun war Lichtmann da, und er konnte eine Rochade auf dem Spielbrett führen. Doch der Preis war hoch: mein Verstand. Alles erschien hundertmal verrückter und wahnsinniger, als alle Erklärungen, die ich in den letzten Monaten durchgespielt hatte. Und nun sollte die nächste Station der Tod sein. Meiner Lunge, meinen Lippen, entglitt ein tiefer Seufzer. Meine Hände zitterten noch immer wie die Rührstäbe eines Mixers. Das Schäumen in meinen Ohren war wieder da, stärker als zuvor. Ich war erledigt. Beinahe bewusstlos. Beinahe tot. Am Rande des Wahnsinns. Echte Partykanone.

Lichtmann hielt inne und packte meine Hände.

»Ich weiß«, sagte er. »Ich weiß.«

Ich sah ihn an und fühlte, wie mein Blut zu kochen begann. Ich würde in einer dreiviertel Stunde tot sein. Gut gemacht! Mein Geist zuckte wie ein verzweifertes Tier, das zur Schlachtbank geführt wird.

Es war nicht richtig. Es war nicht normal. Ich hatte keine Beweise für das, was er sagte. Ich hatte keine Sicherheit, keine Garantie.

Lichtmanns Stimme wurde leise und warm. »Ich könnte ganze Stunden und Tage mit Vorträgen darüber füllen, was dich erwartet. Aber weder haben wir die Zeit, noch würde es dir auf deiner Reise etwas nützen. Denn wir betreten die Welt des Unaussprechbaren. Wenn du erst einmal *gesehen* hast... Wenn du *weißt*, dann muss ich dich nicht mehr überzeugen. Und dieses Gefühl, das dich nun beherrscht, diese schwarze Ohnmacht, die dich umklammert und würgt...« Er legte seine Hand auf meine Schulter. »...sie wird nie wieder zurückkommen.«

Ich blickte nur apathisch vor mich hin und ließ mich auf den Rollstuhl zerren. Dann stachen brutale Schmerzen durch meinen Oberkörper.

»Halt durch«, ächzte der alte Mann. Er platzierte mich in den Rollstuhl. Dann stellte er sich vor mich hin und trocknete seine Stirn mit einem Taschentuch.

»Der Rücken muss noch höllisch wehtun. Du bist gestern erst operiert worden«, brummte er. »Aber ich kann dir kein weiteres Morphinum geben. Es würde die Prozedur stören. Du bist ohnehin genug mit Beruhigungsmitteln vollgepumpt. Das LSD wird die Wirkung ein wenig umkehren. Denn du musst um jeden Preis wach bleiben. Sonst verliere ich dich.«

Die Abwesenheit der Infusion machte mir zu schaffen. Am Rande der Ohnmacht nahm ich meine Umgebung kaum wahr. Wir glitten durch Krankenhausgänge, vorbei an Patienten, Krankenschwestern, Besuchern und Türen. Wie war er nur an Dr. Bondy vorbeigekommen? Dann waren wir in einem großen Schrank und ich fühlte, wie wir stiegen. Oder sanken wir?

Das Leben... Vielleicht wirklich nur eine biomechanische Angelegenheit mit einigen Software-Finessen, wie dem Überlebenstrieb. Dann stirbt das Tier und alles ist vorüber. Es gibt nichts mehr, worüber wir sprechen sollten. Und wäre ich ein Mensch, der befähigt ist, der Welt große Dinge über das Universum, die Galaxien und über die Rätsel aus den Tiefen des Alls zu erzählen, würde es keine Rolle spielen, ob ich in einem Rollstuhl stecke oder nicht. Aber in diesem einen Augenblick, tendiere ich nicht dazu, meine Bedeutung auf dieser Welt zu überschätzen. Und es ist kein Psychotherapeut zur Stelle, um mich vom Gegenteil zu überzeugen. Um mir zu erklären, wie wichtig und wertvoll mein Leben ist. Es ist kein Priester da, um mir klarzumachen, wie groß die aufgeladene Schuld ist, falls ich mich nun, an dieser Stelle, gegen mein Leben vergehe. Es gibt diesen verrückten Penner in einem schmutzigen Trenchcoat, der mich gerade entführt. Und es gibt den Trip.

Die Stadt ist schön. Die Lichter ziehen mich an. Ich weiß nicht, wie lange ich schon hier bin, aber ich bin wohl aus einer kurzen Bewusstlosigkeit erwacht. Die Lichter verbinden sich zu Mustern. Wenn ich die Augen schließe, sehe ich ganze Kaleidoskope vor meinen Augen. Muster, Muster und noch mehr Muster. Ich öffne die Augen wieder und bewege meinen Kopf. Die Lichter der Stadt bewegen sich entgegen der Kopfdrehung und hinterlassen dabei Streifen, als wären sie einzelne kleine Kometen.

Plötzlich taucht ein Gesicht vor mir auf. Es ist dunkel und teuflisch. Es verdeckt die Lichter.

Ich höre ihn etwas sagen. Aber ich kann nichts verstehen. Jemand benetzt meine Lippen. Ich trinke mehr und versuche mich auf die Worte zu konzentrieren.

»Wir sind auf dem Dach des Krankenhauses. Du hast es bald geschafft.«

Er greift in mein Gesicht und zieht meine Augenlider auseinander.

»Die Pupillen eines Jaguars. Das LSD wirkt. Hab vergessen dir zu sagen, dass die Dosis ungefähr fünffach ist«, höre ich ihn am Ende eines Tunnels sichtlich erfreut rufen. »Aber *high* zu sein ist nur ein Teil der Arbeit.«

Ich lalle etwas. Nichts ergibt mehr Sinn. Nur wenn ich die Lichter ansehe, ahne ich die wärmende Gewissheit eines Zusammenhangs.

»Gibt es keinen anderen Weg, Paul Lichtmann?!« jammere ich und fühle mich plötzlich wie ein kleines Kind. »Müssen wir denn sterben?«

»Es gibt keinen anderen Weg«, erwidert Lichtmann und sieht mir in die Augen. »Du schenkst mir deine Angst und ich schenke dir die Ewigkeit. So wird es laufen, in Ordnung?«

Lichtmann kniet neben mir und hält meine Hände in den seinen. Es ist seltsam. Durch die Droge sieht er anders aus. Jeder sieht durch LSD anders aus, doch er ist noch andersartiger als andersartig. Er wirkt wie ein riesiger Salamander in einem Trenchcoat.

»Konzentriere dich!« ruft plötzlich der Riesenlurch. Seine Zunge schnalzt und peitscht vor meinem Gesicht. »Niemand hat gesagt: was nun geschieht, besäße keine Logik. Bist du bei mir, Jan-Marek? Bist du bei mir?«

»Niemand nennt mich Jan-Marek«, antworte ich aufgedreht. »Marek reicht vollkommen.«

»Weißt du woher der Name kommt?«

Ich schüttele den Kopf und meine Finger krallen sich in die Armstützen des Rollstuhls.

»Johannes Markus war der volle Name des Evangelisten Markus«, erklärt Lichtmann, als ob es in dieser Situation jemanden interessierte. »Er war der erste Bischof von Alexandria. Du solltest wissen, dass das Christentum eigentlich von den Dämonen erfunden wurde. Sie hatten mehrere Anläufe genommen, es zu etablieren. Der Mithras-Kult war wohl der erfolgreichste Versuchslauf. Doch die Engel hatten alles sabotiert und ihren eigenen Heiland aufgestellt. Sie kopierten, was an den dämonischen Versuchen funktionierte und ließen raus, was ein Problem war...«

»Ist ja sehr spannend«, rufe ich in den Wind, der in meinen Ohren ständig seine Tonlage von tiefbrummend zu hochpfeifend verändert, und versuche die

Halos zu überwinden. Natürlich vergeblich. Fünffache Dosis. Ich könnte jetzt ein Kilo Hasch kiffen und würde vermutlich nichts merken.

»Bleib bei mir!« Der Salamander schüttelt mich. »Denk nach! Wollte ich dich töten, bräuchte ich dich nur hier über den Abgrund des Daches zu stoßen. Bist du bei mir, Jan-Marek? Bist du bei mir?«

»Ja«, röchle ich trotzig.

»Falls ich nur dein Mörder bin, gibt es nicht den geringsten Anlass für diese ganze Show, die ich hier aufführe. Dass ich dennoch zuerst dein Vertrauen brauche, bevor ich dich töte, kann logischerweise nur bedeuten, dass ich recht habe und alles was ich sage die Wahrheit ist. Dann musst du aber keine Angst vor dem Tod haben. Bist du bei mir?«

Ich sehe ihn an. Sein Gesicht erinnert mich nun an ein altes, ausgefranstes Plüschtier. Wie hieß dieser Bär noch mal?

»So was hätten Sie mir erzählen sollen, bevor Sie mir ein Ticket verpasst haben.«

»Ja, ich komme mit der Reihenfolge leicht durcheinander«, entgegnet Lichtmann mit einer entschuldigenden Geste.

»Hey, Sie«, rufe ich ihm zu, da mir der Wind hier inzwischen wie ein Tornado vorkommt. Er hat eine Möglichkeit unerwähnt gelassen. Dass er einfach nur geisteskrank ist und seine eigenen Psychosen für bare Münze nimmt. Aber da waren noch Laura und Rufus Mahr und Patrice. Wie passten die ins Bild? »Sie müssen mich nicht mehr überzeugen. Diesen ganzen Logikscheiß habe ich mir schon unten im Bett überlegt. Aber deshalb ist es trotzdem ein beschissenes Gefühl, über die Klippen zu gehen.«

Der Salamander lächelt.

»Deswegen werde ich mitgehen... Über die Klippen. Das allein macht es doch denkwürdig. Was für ein großartiger Tag!«

Er zieht wieder die Metallschachtel hervor und kramt darin. Dann ahne ich entfernt einen Stich und sehe, wie eine blaue Flüssigkeit in meinem Arm verschwindet. Lichtmann wirft die Injektionsspritze von sich.

»Das Thanatol. Der zweite Schritt.« Der Wind weht durch sein lichtetes, graues Haar. Er steht auf, zieht den Trenchcoat aus und wirft ihn fort.

»Was ist, wenn jemand die Spritze findet und analysiert?« Ich kichere über meine eigene Schlauheit.

»Wenn schon«, holt mich Lichtmann wieder zum ursprünglichen Gedanken zurück. »Die Kerygma-Gruppe hat die Formel schon längst. Sie nützt ihnen nichts. Denn sie glauben nicht.«

Dann fährt er meinen Rollstuhl an den Rand des Dachs. Vor mir öffnet sich das gewaltige Panorama der Straßen und Häuserschluchten. Vielleicht geht es hundert Meter tief, es könnten aber auch zehn Kilometer sein. Auf LSD sind Entfernungen und Maße nicht immer gut abschätzbar.

»Zerstreu dich nicht«, weist mich Lichtmann zurecht. »Verwickle dich nicht in Gedanken. Lass den Trip durch dich fließen und ignoriere all die komplexen Seitengassen. Der Trip ist hier, um dich an den Pforten zu beschützen. An den Pforten in die andere Welt. Lass dich also nicht ablenken. Du musst bewusst sterben und nicht zerstreut. Hörst du?«

Da sitzen wird also. Am Rand eines Dachs.

Ich höre hinter mir einen Knall. Gerne würde ich mich umdrehen und nachsehen, aber ich merke, dass an meinem Körper nicht mehr viel ist, das mir gehorcht. Ich werde von Licht erfasst und von Schreien. Ich sehe Lichtkegel über meine Oberschenkel tanzen. Aus der Tiefe des Großstadtcanyons taucht dröhnend ein dunkler Hubschrauber auf. Von links und von rechts vernehme ich Stimmen. Alles fühlt sich an, als wäre mein Schädel hohl und darin rotierende Geräusche und Lichter wie Kugeln aus leuchtendem Stein. *Da bin ich, denke ich mir, gedrechselt wie Pinocchio, genannt Jan-Marek Kámen — mit schweren Gedanken wie Kugeln, gehauen aus Stein.*

Der vollkommene Reim.

Zumindest wenn man auf Acid ist.

»Die Polizei ist da.« Lichtmann sitzt an der Dachkante, beinahe lässig und ohne Hast. Er hatte mich auf die Brüstung gezerrt, ohne dass ich es richtig gemerkt habe und nun sitzen wir dort zusammen wie ein Liebespaar und lassen unsere Beine über dem Abgrund baumeln. Er zeigt nonchalant auf den Hubschrauber, als würde er mir auf einer Party eine hübsche Frau vorstellen. »Und das Oktagon.«

Ich zucke leicht zusammen und dann gleich noch mal. Aber ich scheine das nicht mit Absicht zu machen.

»Das Leben war noch einfach, als uns nur das Kerygma jagte«, sinniert Lichtmann vor sich, während jemand durch ein Megaphon schreit. Dann klatscht er entschlossen auf seine Oberschenkel, als wäre die kleine Rast am Wegesrand wieder vorbei. »Es ist Zeit für den letzten Schritt. Wir haben nur noch Sekunden, bis das große Biest wieder dein Leben steuert...«

»Es ist so wunderschön.« Die Stadt erinnert mich an eine Galaxie. Alles dreht sich. Alles bewegt sich. Alles hat eine Bestimmung.

Ich höre Lichtmanns Stimme ganz nah an meinem Ohr. »Jetzt musst du die letzte Hürde nehmen. Die Schwerste. Das unbekannte Land. Denn du musst es wollen. Nur wenn du es willst, wird der Geist sich frei machen und die Seele begleiten. Komm! Komm mit mir... In das *Aion!*«

Plötzlich schält sich ein neuer Gedanke in meinem Kopf, der noch nicht da war.

»Warte, Salamander«, sage ich, während ich mich an ihm festklammere. »Wenn wir das alles zusammen machen, wieso nimmst du dann kein LSD und spritzt dir blaues Zeug unter die Haut?«

Er lacht auf. Ich sehe plötzlich, dass nur wenige Schritte hinter ihm sich dunkle Gestalten nähern.

»Na endlich denkst du mit!« Er klopft mir auf die Schulter. Sie fühlt sich hundert Meter entfernt an. »Profis brauchen für die Aschewerdung kein LSD. Sie brauchen es nicht, um ihren Glauben an das Übernatürliche zu stärken. Und was das Thanatol betrifft... *Ich* bin die Anomalie. Ich brauche das Thanatol nicht. Es wird aus meinem Blut hergestellt.«

Plötzlich ist er ganz nah an meinem Gesicht. Unter der Schicht der Abermillionen LSD-Kurzschlüsse in meinem Gehirn kommt er mir wie versteinert vor.

»Ich bin der Geist, der stets verneint...« spricht er in mein Ohr, und ich kann nicht sagen, ob er in einem humoristischen Anfall seine Stimme verstellt oder das Acid sie plötzlich tiefer klingen lässt, wie einen Dämon aus der Unterwelt. Die Schreie und der Lärm scheinen sich immer weiter zu entfernen, obwohl es auf dem Dach zunehmend lebhaft wird. »*Und er rang mit dem Tode und betete heftiger! Und sein Schweiß wurde wie Blutstropfen, die auf die Erde fielen!*«

Ich fühle seine Hand. Der Griff wird fester. Herausfordernder.

»Die Zeit ist um. Lass uns doch einfach drüben weiterquatschen, in Ordnung?«

»So eine Scheiße«, sage ich und folge seinem Zug. Ich spüre, wie wir von der Brüstung herab rutschen. Ich erblicke tief unten den glänzenden Asphalt des Parkplatzes. Und dann bäumt sich die Schlange der Angst und der Ohnmacht noch einmal in mir auf, wie ein Tier, das mit einer Gabel an die Wand genagelt wurde. Doch inmitten der vorbeirasenden Lichter und Stockwerke gewinnt etwas anderes die Oberhand. Aber ich kann darüber nicht nachdenken, denn im nächsten Augenblick ist alles vorbei.